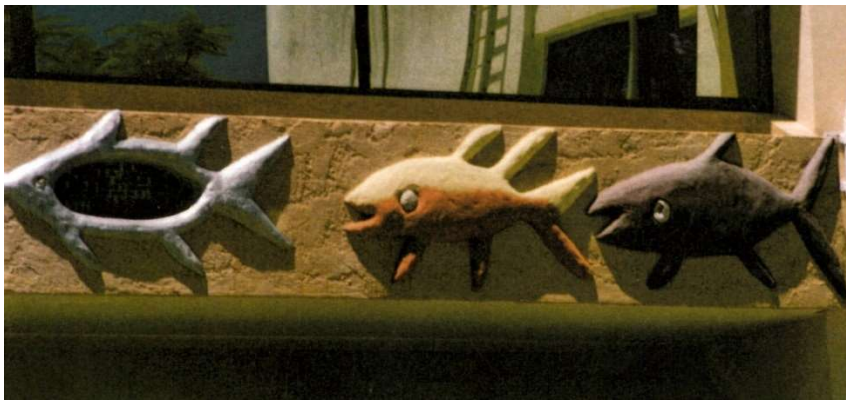


# *Veilchen*



# Inhaltsverzeichnis

- S. 3 Lesetagebuch Januar bis März 2026 [Andrea Herrmann]
- S. 7 Konzept für einen generationsübergreifenden Lyrikworkshop [Franziska Bauer]
- S. 8 Die Einladungskarte [Christa Blenk]
- S.11 Das Sandkorn [Philipp Nowotny]
- S.12 Es war einmal... [Clemens Goritzka]
- S.14 Nach dem Unfall [Mona Ullrich]
- S.16 Die Maus [Michaela Kaiser]
- S.18 So ein schönes Haus [Francesco Lupo]
- S.23 Die erste Zeit in Port Vila [Gert W. Knop]
- S.26 Noche Estrellada / Starry Night / Sternvolle Nacht; Haiku [Gert W. Knop]
- S.27 Frühling / Spring [Jack Horn und Gert W. Knop]
- S.28 Der unmenschliche Mensch [Gerald Marten]
- S.28 Die Piratin in der Taverne II [Paweł Markiewicz]
- S.29 Ein Windzug im Palast [Daniel Mylow]
- S.30 Kein Paradox; Temps Perdu [Johannes Witek]
- S.31 Auf der A4 bei Köln [Martin Rütter]; Eisblume [Andreas Köllner]
- S.32 Leidenschaft [Edda Gutsche]
- S.33 Verschränkte Liebsteilchen [Bita Fatemi]
- S.34 Kochrezept: „Rösti mit Spargel und Lachsforellenfilet“ [Gert W. Knop]
- S.35 Rezension: „Zwischen Wahn und Alltag“ von Barbara Blume [Andrea Herrmann]
- S.36 Rezension: „Schattensprung“ von Norbert Sternmut [Andrea Herrmann]
- S.37 Rezension: „Kleiner Filmratgeber II“ von Gerd Egelhof [Andrea Herrmann]
- S.38 Rezension: „Willkommen in der Lyrikwerkstatt“ von Franziska Bauer [A. Herrmann]
- S.39 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

herzliche Frühlingsgrüße! Die April-Ausgabe ist dieses Jahr besonders prall gefüllt mit Frühlingsgedichten, aber auch noch einem Hauch von Windzug und Eisblumen.

Viel Spaß beim Lesen!

*Andrea Herrmann*

Titelbild: zwei Fotos aus Port Vila von Gert W. Knop

Das Veilchen erscheint alle drei Monate und kann gegen 3,40+1,60= 5 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag). Jedes weitere Exemplar derselben Bestellung kostet 3,40 €, genauso auch die elektronische Ausgabe.

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Maybachstr. 23, D-71706 Markgröningen oder per E-Mail: veilchen@geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie kostenlos auf der Webseite:

<http://www.geschichten-manufaktur.de/archiv.htm>

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

# *Lesetagebuch*

## *Januar bis März 2026*

Dieses Quartal ging es quer durch die Genres, aber durchgängig um Klassiker.

Zwanzig zamonische Flabeln findet man in Walter Moers Buch *„Das Einhörnchen, das rückwärts leben wollte“*. Die Silbe „rück“ müsste ich spiegelverkehrt setzen, aber stellen Sie es sich einfach vor. Zamonien kennen Sie hoffentlich schon. Das ist das Land mit den vielen wunderlichen Lebensformen, von denen wir viel Sinnloses lernen können. Die Flabeln sind so konstruiert, dass am Ende garantiert keine nützliche Moral dabei herauskommt. Zielsicher lässt Moers seine Figuren in Fettnäpfchen und Fallen tappen. Beispielsweise wenn der hinterhältige Skorpion und der soziale Biber aufeinander treffen. In Zamonien gilt auch nicht der „Triumph des Wollens“ bzw. „Wenn man etwas träumen kann, dann kann man es auch erreichen!“ Gut gefallen hat mir auch der Wal mit Fischvergiftung, die Kastagnettenkastanie, die Gruselsackfolklore, der Steuererklärungsfriseur oder die Flanierschildkröte, mit der man zur Entschleunigung spazieren gehen kann. Illustriert wird das Kunstwerk mit zahlreichen gezeichneten Schwarz-Weiß-Porträts der Helden und Heldinnen.

Besonders schön fand ich auch die angeblichen Anmerkungen des Übersetzers: „Einem Übersetzer bereitet literarischer Humor weniger Vergnügen als Arbeit. Der Unterschied zwischen einem ernsten und einem komischen Text ist wie der zwischen Sprechen und Singen oder zwischen Gehen und Tanzen: Das eine kann eigentlich jeder, das andere erfordert Talent und Routine. Für die Übertragung bedeutet dies: Raffinierte Wortspiele wollen adäquat übersetzt, witzige Namen neu erfunden, ein komischer Prosatakt muss mit metronomischer Genauigkeit gehalten werden. An Dialogen muss man endlos feilen, Pointen wollen haargenau sitzen – und so weiter. Bei einem komikfreien Text spielt die Sprachmelodie keine bedeutende Rolle, aber bei einem komischen sollte jeder Vokal an der richtigen Stelle sitzen.

Eine Grabrede muss nicht unbedingt Weinkrämpfe auslösen, aber wenn bei einem humoristischen Vortrag die Lacher ausbleiben, dann ist das eine Katastrophe. Humor ist ein ernstes Geschäft.“

Nach langer Pause las ich mal wieder einen Stephen King: *„Stark“*. Die ursprüngliche Idee mit dem Zwilling fand ich sehr interessant. Es kann passieren, dass im Mutterleib zwei Zwillinge quasi miteinander verschmelzen. In diesem Fall wuchs in Thad Beaumonts Gehirn zumindest der Kopf seines Zwillings heran. Der Chirurg hat den Zwilling herausoperiert – oder nicht? Immer wieder verfällt Thad in Trance und schreibt ungewöhnlich brutale Romane unter dem Pseudonym George Stark. Aber letztlich entwickelt sich die Handlung doch ins Unlogische. Als Beaumonts Pseudonym aufzufliegen droht, veranstaltet er medienwirksam eine symbolische Beerdigung für George Stark. Doch dieser entflieht seinem Grab und tötet alle, die an der Beerdigung beteiligt waren. Er zieht eine Blutspur durchs Land und bleibt dabei ständig in telepathischer Verbindung mit Thad. Zum Glück bekommt Thad Unterstützung durch – ähm – Sperlinge? Letztlich eine Geschichte sinnloser Gewalt, eklig, brutal und total sinnlos. Von den handelnden Personen ist mir auch keine einzige sympathisch. Das ist definitiv der schlechteste Stephen King, den ich je gelesen habe. Viele andere Stephen Kings, beispielsweise *„Friedhof*

der Kuschtiere“, behandeln philosophische oder psychologische Themen, nicht aber dieser. Dabei hätte die Zwillings-thematik durchaus Potenzial gehabt: Was, wenn in einem Kopf zwei Gehirne leben? Das hätte ich wirklich spannend gefunden.

„*Mansfield Park*“ ist ein Roman von Jane Austen, aber gleichzeitig auch ein Essay über die richtige Erziehung. In der reichen Familie Bertrands wachsen fünf Kinder im selben Umfeld auf, jedoch wird jedes anders behandelt: Tom, der älteste Sohn, wird als reicher Erbe verwöhnt. Er gilt etwas in der Gesellschaft und lebt leichtsinnig auf großem Fuß. Das wäre wohl böse ausgefallen, wäre er nicht lebensgefährlich erkrankt, denn dies läutert seinen Charakter. Sein jüngerer Bruder Edmund war sich stets bewusst, seinen Lebensunterhalt verdienen zu müssen. Er entscheidet sich früh für den Beruf des Pfarrers und wird ein ernsthafter, mitfühlender Mensch, ganz im Gegensatz zu seinen Geschwistern. Maria und Julia werden von ihrer Mutter und Tante zu Standesdünkeln und Eitelkeit erzogen. Der Vater versucht, dem entgegen zu wirken, doch kommt seine Strenge nicht gut an. Fanny Price ist eine Cousine, die im Herrenhaus gnädig aufgenommen wird, um ihre kinderreichen Eltern zu entlasten. Ihr wird jedoch immer wieder zu verstehen gegeben, dass sie nicht wirklich dazu gehört und weniger wert ist. Nur Edmund ist nett zu ihr, und so verliebt sie sich nach und nach in ihn. Beide bestärken einander in moralischem Verhalten, Feingefühl und Anstand.

Während der Onkel zwei Jahre ins Ausland muss, nimmt zu Hause das moralische Unglück seinen Lauf. Maria verlobt sich mit einem sehr reichen Mann, den sie allerdings nicht liebt. Edmund verliebt sich in Mary Crawford, deren moralisch bedenkliche Ansichten ihn zunächst stören, gegenüber denen er aber allmählich blind wird. Zu guter Letzt proben die jungen Leute für ein Theaterstück, was damals als anrühend galt, weil dabei peinliche Texte gesprochen werden und Männlein und Weiblein einander körperlich nahekommen. Der leichtlebig Henry Crawford flirtet zum Spaß sowohl mit Maria als auch mit Julia. Als der Onkel zurückkehrt, beendet er das leichtsinnige Treiben. Maria heiratet ihren Verlobten.

Als nächste Untat flirtet Henry Crawford mit Fanny, stößt aber auf Granit. Sie fand sein Verhalten gegenüber ihren Cousins unmoralisch und ist ja heimlich in einen anderen verliebt. Je mehr sie sich sträubt, umso mehr möchte Henry sie gewinnen. Er bittet sie um ihre Hand und gibt sich sogar Mühe, ein ernsterer Mensch zu werden. Der Onkel versteht gar nicht, warum Fanny diese unerwartet günstige Heirat ablehnt. Sie möchte ihm nichts von Crawfords Verhalten erzählen, um ihre Cousins nicht bloßzustellen. Also schickt der Onkel sie auf mehrmonatigen Verwandtenbesuch zu ihren Eltern und Geschwistern. Dort erlebt sie tatsächlich den erwünschten Kulturschock. Sie fühlt sich fremd in ihrer eigenen Familie mit den ruppigen Manieren und der Armut. Trotzdem hält sie an ihren moralischen Grundsätzen fest, nämlich dass sie Crawford nicht vertrauen kann.

Zu guter Letzt zeigt sich, wie richtig es war, dass sie allem Drängen und aller Verlockung einer reichen Heirat mit Henry widerstanden hat. Es kommt zu einem Skandal. Bei dieser Gelegenheit schockiert auch Henrys Schwester Mary Edmund mit ihren unmoralischen Ansichten, so dass es zur Ernüchterung Edmunds und zum Bruch kommt. Wie im Märchen setzt sich zu guter Letzt das Gute durch: Edmund erkennt Fannys Wert, die als einzige die ganze Zeit über ihre moralische Integrität bewahrt hat. Heirat, Happy End!

In dem Roman werden einige Faktoren diskutiert, die den Charakter verderben: Verwöhnung, zu viel Lob, Anstiftung zur Überheblichkeit und Egoismus, schlechter Umgang. Zur Charakterbildung der vorbildlichen Fanny trugen bei: eine strenge Erziehung zu Disziplin, nur wenig Lob, Bescheidenheit, zwei gute Freunde (Edmund und ihr Bruder William), ein sauberes und gesittetes Umfeld. Bei Edmund kommt noch dazu das Wissen, dass er als einziger der

Geschwister mal seinen Lebensunterhalt selbst verdienen muss, außerdem die Fürsorge für die verschreckte und etwas kränkliche Fanny.

Ob diese Erziehungsweisheiten ganz den neusten Stand der Forschung widerspiegeln, weiß ich nicht. Aber sehr wohl, dass man bei unmoralischen Leuten nicht lange warten muss, bis sie wieder etwas verbocken.

Jetzt habe ich auch endlich das große Epos „*Games of Thrones*“ gesehen. Ein echtes Kunstwerk! Die komplexe Geschichte ist geschickt gestrickt, die Schicksale der Personen und Familien sinnvoll miteinander verwoben. Es sind ja nur sieben Königreiche, und jeder kennt dann irgendwann jeden. Leider nie gut genug.

Ähnlich wie beim „Herr der Ringe“ wird irgendwann klar, dass die verfeindeten Parteien zusammenhalten müssen, um gegen eine gemeinsame übermächtige Bedrohung anzukommen: eine riesige Zombiarmee. Die Mischung aus Zombies, Göttern, Drachen und Magie ist eventuell etwas zu viel. Aber in acht Staffeln muss man schon ordentlich was reinpacken!

Mir waren auch Sex und Gewalt etwas zu viel. Bei vielen grausamen Szenen habe ich mich einfach abgewendet. Ich muss mir nicht alles ansehen, denn solche Bilder brennen sich auf immer in mein Gehirn ein. Mich interessierte vor allem die Entwicklung der Personen. Über die Jahre hinweg werden sie immer reifer, aber auch irrer und rücksichtsloser. Wie im echten Leben fand ich es spannend, wenn sich Menschen neu kennen lernen, die ich schon länger kenne. Werden sie sich mögen? Werden sie einander richtig einzuschätzen wissen?

In dieser Welt voller tödlicher Intrigen schafft es leider niemand, schuldlos zu bleiben. Immer wenn ich jemanden für einen der Guten hielt, machte er als nächstes etwas richtig Fieses.

Motivierend fand ich, wie hier Menschen unter schwierigsten Umständen noch die Nerven und die Würde bewahren. Ich mochte auch die verschiedenen starken Frauen. Einige Männer und Frauen sind als echte „tortured heroes“ durch die Hölle gegangen. Gerade in existenziellen Krisen zeigt sich der Charakter einer Person.

Die Kulissen und Kostüme sind auch sehr, sehr liebevoll gemacht. Man achte gerne auch auf Symbole im Hintergrund, beispielsweise Wandgemälde. Besonders gefiel mir auch der eifersüchtige Blick des Drachen, als die Drachenkönigin ihren Holden küsste. Genau so guckt auch mein Schildkrötenmännchen, wenn ich das Weibchen kraule: die Vorderbeine sprungbreit gespreizt und ein starrer Blick, der sagt. „Ich beobachte genau, was du machst. Und wenn du ihr weh tust, dann greife ich an!“ Das ist bei einer 700 Gramm leichten Schildkröte natürlich lustiger als bei einem Drachen von der Größe eines Doppeldecker-Busses.

Leider sind auch zahlreiche klischeehafte Handlungsmuster enthalten. Beispielsweise der unglücklich Verliebte, der am Ende sein Leben für die Geliebte hingibt. Das machte einige Szenen erschreckend vorhersehbar!

Die epische Handlung durchläuft mehrere Phasen: Die ersten Staffeln dienen vor allem der Ausbildung unserer Helden, damit wir sie kennen lernen und sie ihre Bündnisse und Feindschaften entwickeln. In Staffel 7 verbünden sich fast alle Menschen gemeinsam gegen die Zombies („Weiße Wanderer“ genannt), in Staffel 8 erfolgt der endgültige Kampf der zwei Parteien um die Herrschaft über die sieben Länder. Bis zuletzt wissen wir nicht, ob wir mit der richtigen Königin mitfiebern.

Nach und nach sterben nicht nur gute Leute, vor allem auch ein paar der Bösen. Zwischendurch fragte ich mich sogar, ob eines Tages nur noch Frauen herrschen werden. Aber natürlich will das Volk das nicht, sondern wählt einen Mann, wenn es wählen kann.

Als Zitate habe ich mir notiert:

„Komplote sind der Allgemeinheit nicht bekannt.“

„Sicherheit ist leider niemals ein dauerhafter Zustand.“

Meine Lieblingsszene war der Abend vor der großen Schlacht gegen die Zombies, wo sich die lieb gewonnenen Helden um das Kaminfeuer sammeln. Sie wissen ganz genau, dass die meisten von ihnen in wenigen Stunden im Kampf fallen werden. Wie verbringt man so einen Abend?

Nach „Games of Thrones“ gab's dann auch noch die angebliche Vorgeschichte „*House of the Dragon*“. Noch eine ganze Staffel mit zehn Folgen. Sie hat mich leider gar nicht gefesselt. Mit der Ankündigung, diese Geschichte spiele 175 Jahre bevor die Drachen ausstarben, entstand bei mir die Erwartung, dieses Epos decke einen größeren Zeitraum ab und erkläre quasi die Vorgeschichte. Beide Erwartungen erfüllt die Serie dann aber nicht. Die ganze Zeit über geht es um Hofintrigen und die Konkurrenz von zwei Frauen um die Thronfolge. Leider gibt es in der gesamten Geschichte keine einzige sympathische Person, mit der ich mich hätte identifizieren mögen. Alle sind sie gemein und hinterhältig, und darum berührte mich ihr Schicksal emotional wenig.

Zunächst sah ich in den Filmen noch den Wert, dass es sich um eine feministische Geschichte handelt. Prinzessin Rhaenyra wird von ihrem Vater zur Thronerbin erklärt, als es danach aussieht als würde er keine Kinder mehr bekommen. Als er jedoch neu heiratet und seine blutjunge Frau (im Alter seiner Tochter) mehrere Söhne gebiert, wird diese Regelung in Frage gestellt, weil auf dem schwarzen Thron aus geschmolzenen Schwertern noch nie eine Frau saß. Dabei ist offensichtlich, dass Prinzessin Rhaenyra das Zeug dazu hat. Schon jung hat sie einen Bruderkrieg verhindert und eigenhändig ein Wildschwein getötet. Erschwert wird die Situation noch dadurch, dass ihre ersten beiden Söhne ganz offensichtlich nicht von ihrem dunkelhäutigen Ehemann, sondern von einem Ritter der Königsgarde stammen, dem sie zunehmend ähnlicher sehen. Schockiert hat mich, dass hier schon die jungen Prinzen mit tödlichen Waffen hantieren und sie niemand Ehre, Weisheit oder Ritterlichkeit lehrt, wie wir das aus „Games of Thrones“ kennen. Jedermann am Hof scheint die jungen Männer sogar noch absichtlich aufeinander zu hetzen.

Schockiert hat mich auch, dass die Entscheidung über den damals noch für die Mutter tödlichen Kaiserschnitt der Vater allein trifft und die Mutter nicht mal erfährt, dass man sie gerade schlachtet. Uarg! Leider geht das feministische Motiv dann später im Zickenkrieg unter. Es kommt sogar so weit, dass Rhaenyra genau in einem Moment, wo sie eigentlich handeln und wichtige Entscheidungen treffen müsste, durch eine Geburt behindert wird. Wobei ich von den vorhandenen Männern auch keinen für einen guten König halten würde. Hier sind wirklich viele unsympathische Menschen auf einem Haufen und intrigieren gegeneinander. Ich glaube nicht, dass irgendjemand hier irgendjemand anderem vertrauen sollte.

Letztlich handelt es sich also um einen nervigen Machtkampf um die Thronfolge innerhalb der Familie und langweilige Hofintrigen unsympathischer Akteure.

*Andrea Herrmann*

# ***Konzept für einen generations- übergreifenden Lyrikworkshop***

Jedes fünfte Kind kann nach der Pflichtschulzeit nicht sinnerfassend lesen! Gleichzeitig nimmt das Interesse an Lyrik ständig ab. In der Gesellschaft der Lyrikfreunde sind die Mitglieder beispielsweise allesamt schon im Pensionsalter. Eine Verjüngung des Mitgliederstandes wäre mehr als wünschenswert!

Von unserer Stammautorin Franziska Bauer stammt dieses Konzept für einen Lyrikworkshop für Kinder ab etwa acht Jahren, gemeinsam mit ihren Eltern oder Großeltern, durchaus auch für Migrant/innen, gute Deutschkenntnisse vorausgesetzt. Er baut auf einer langen Tradition von Kinderliedern und Kinderreimen im Spracherwerb auf. Lyrik geht direkt zu Herzen. Johann Wolfgang von Goethe sagte: „Was zu Herzen gehen soll, muss von Herzen kommen.“ Franziska Bauer möchte mehr junge Menschen dazu motivieren, Lyrik zu lesen und selbst zu schreiben. Sie glaubt: „In der heutigen schnelllebigen Welt bieten Gedichte einen wertvollen Gegenpol zu Hektik und Alltagskälte. Für Kinder sind sie weit mehr als das – Gedichte sind Schlüssel zu einer Welt voller Fantasie, zu gedeihlicher Entwicklung von Sprache und emotionaler Intelligenz.“

Konkret bietet Frau Bauer folgenden Workshop an:

## **Was braucht man für den Lyrikworkshop:**

einen ruhigen Raum

einen großen Tisch mit Sesseln rundherum

die Teilnehmenden brauchen: Schreibzeug (Papier und Bleistifte oder Kuli)

Referentin bringt alle nötigen Unterlagen mit

eine Flipchart wäre hilfreich, ist aber nicht unbedingt nötig

## **Dauer:**

Der Workshop ist für ein bis zwei Stunden geplant.

Anschließend lesen bei einer einstündigen Lesung die Teilnehmenden vor, was sie im Workshop erarbeitet haben

## **Kosten:**

Die Workshopleiterin erwartet kein Honorar.

Auf Wunsch gestaltet sie einen Büchertisch.

## **Links zum Weiterlesen:**

<https://www.lmu.de/de/newsroom/newsuebersicht/news/gedichte-koennen-leben-veraendern.html>

<https://www.derstandard.at/story/3000000172387/warum-es-heute-lyrik-braucht>

# *Die Einladungskarte*

Meinen leicht vom Rost befallenen Briefkasten öffne ich nur noch einmal pro Woche. Zwischen grauem, leicht feuchtem Umweltpapier, bedruckt mit schreienden Sonderangeboten von Billigketten oder Drogeriemärkten, liegt sie, gut versteckt, die Einladung.

DIN A5, nur ein Blatt, leichter Karton, 100 g würde ich sagen, hell, transparent und doch kompakt. Die Optik der Einladung spricht mich sofort an. Die Galerie kenne ich nicht, was aber nichts heißt, denn ständig schießen neue Orte der Kunst aus der Erde, während andere verschwinden. Den Briefkasten leere ich eigentlich nur noch, um Platz für neue, unerwünschte Post zu machen. Der Aufkleber „bitte keine Werbung“ direkt neben dem Briefschlitz scheint die jeweiligen Austräger nicht zu beeindrucken. Aber das passt zu mir. Ich habe gelernt, damit zu leben, dass allgemein gültige Gesetze und Regeln bei mir ausgehoben werden. Auf der anderen Seite ist es auch nicht schlecht, einmal pro Woche gezwungenermaßen nach der Post zu sehen. Es könnte vielleicht ein richtiger Brief darin liegen. Obwohl, schreibt überhaupt noch jemand Briefe oder Ansichtskarten? Ich habe früher viel geschrieben, aber irgendwann damit aufgehört. Die Menschen verzeihen einem das nicht, wenn man immer geschrieben hat und es plötzlich nicht mehr tut. Man handelt sich vorwurfsvolle Blicke und Fragen ein von Personen, die nie in ihrem Leben eine Ansichtskarte gekauft und beschrieben, Briefmarken erworben und dann eine Post oder einen Briefkasten gesucht haben. Manchmal, wenn ich meine Karte nicht loswurde, habe ich sie nach Hause mitgebracht und sie direkt übergeben. Schade, hieß es dann vorwurfsvoll, ich hätte sie lieber im Briefkasten vorgefunden.

Sie hat schleichend stattgefunden meine Entfremdung von meiner bunten, unterhaltsamen Welt und der Dialog mit meinen Freunden ist abgerissen. Freunde! Soll ich sie noch so nennen? Sie leben weiterhin das Leben, das ich aufgegeben habe, gehen auf Vernissagen und gesellschaftliche Veranstaltungen. Ich bin es irgendwann leid geworden, das ganze Prozedere, den Friseurbesuch vorher, die neue Bluse und die Verabredungszeremonie. Die nervös herumirrenden, flüchtenden Augen der Anwesenden in der Galerie auf der Suche nach Prominenz oder jemandem, der den entscheidenden Satz sagt, der dann die Runde macht. Das Heischen nach Zustimmung in den Augen des Gegenübers, der schlecht gekühlte Wein und die matschigen Canapés. Es war ein schleichender, aber nicht aufzuhaltender Prozess. Dabei gehörte ich früher zu den Trendsettern. Meine Einschätzung kam einem Richtbeil gleich und nicht selten landete mein Urteil in der Presseberichterstattung.

Alles hat seine Zeit!

Ich bin froh, dass ich ihn geöffnet habe, heute, meinen Briefkasten. Sonst hätte ich diese Einladung nicht gesehen, sie erst zu spät gefunden.

Ich betrachte die Karte. Für einen Moment verspüre ich Glück, eine innere, angenehme Unruhe, Vorfreude breitet sich aus. Das Bild macht mich neugierig auf die anderen Werke. Den Künstler, es ist ein Fotograf, kenne ich nicht.

Auf Fotos muss man sich viel länger einlassen, man darf sie nicht unterschätzen und nicht zu schnell an ihnen vorbeigehen, sie nicht einfach als gesehen abhaken. Fotos haben viel mehr zu sagen als man ihnen zutraut. Die Einladung, beziehungsweise die Abbildung darauf, zieht mich sofort in ihren Bann. Ich kann gar nicht mehr wegsehen. Das engelsgleiche Wesen trägt eine makellos weiße Tunika, nimmt fast die komplette Seite ein. Die Anspielung auf Arme oder

Flügel ist so gering, dass sie nur in meinem Kopf stattfindet. Flüchtig und doch anwesend. Das Gesicht ist nur eine flimmernde Fläche, die Augen hingegen sind ausgeprägt und blicken nach unten. Ich folge ihnen. Auf den ersten Blick scheinen die Füße den Boden nicht zu berühren und dann sehe ich, dass die Füße Hufe sind. Ich kann das Vibrieren spüren. Die ephemere Gestalt wird plötzlich satanisch. Schön-satanisch. Ich bin verwirrt, aufgerüttelt. Ein halluzinatorischer Übergang von konkreter zu abstrakter Bedeutung. Aristoteles hat diesen Moment einmal so bezeichnet, glaube ich. Meine Ruhe ist dahin, das Bild hat mich bereits in seinen Bann gezogen. Ich werde zu dieser Vernissage gehen müssen.

\*

Zwei Tage später stehe ich vor dem Original. Es ist größer als erwartet. Beinahe DIN A1-Format. Ich blicke darauf, versuche, den Geräuschpegel der schwatzenden und trinkenden Besucher wegzudrängen. Ich will die Grenze dieses mysteriösen Geheimnisses überschreiten, eintauchen, verstehen. Ich erwäge kurz, mit dem Künstler zu reden, lasse es dann aber bleiben.

Ich vermeide den Blickkontakt mit den anderen, mache mich unsichtbar, merke aber schnell, dass sie kein Interesse mehr an mir haben. Ich bin froh darüber und drehe beruhigt eine Runde durch die Galerie, bin fasziniert von seinem Gesamtwerk. Die Exponate sind allesamt Meisterwerke, gefühlt, sensibel, schön und beunruhigend. Aber schon nach kurzer Zeit zieht es mich wieder zu meinem Foto zurück.

Es heißt Kandicharanikalalla. Der Name gefällt mir. Ich spreche ihn ein paarmal in Gedanken aus. Er klingt afrikanisch. Das Wesen, kommt es oder geht es, entsteht es oder vergeht es gerade? Der Text neben dem Kunstwerk verrät mir, dass es sich um eine mythische afrikanische Gestalt handelt. Er nennt keinen konkreten Ort und es heißt auch nicht so. Den Namen Kandicharanikalalla hat der Künstler erfunden, um die existierende Kreatur nicht zu kompromittieren. Ich weiß nicht genau, was er damit sagen will. Aber ich glaube ihm. Sie ist eine Muse, eine Magierin. Schön und abstoßend gleichermaßen. Das Wesen repräsentiert alle Mythen, weltweit. Nach langer Betrachtung fällt alles Böse von ihm ab, es bleibt das Schöne. Aber Schönheit ist anspruchsvoll, ein unaussprechliches Ganzes.

Sie scheint nur mit sich beschäftigt zu sein, blickt auf ihre Hufe und findet das normal. Jetzt erst merke ich, dass auf dem Originalfoto eine Hütte zu sehen ist, die Tür ist halb geöffnet. Ein Mann sitzt direkt an der Tür, umgeben von weißem Licht. Davor ein großer Busch und eine gestampfte Straße. Das Licht ist intensiver als auf der Einladung. Die Sonne brennt und könnte die Wachflügel von Kandicharanikalalla schmelzen lassen. Es macht mir Angst. Ich denke an Ikarus. Dabei ist es dunkel auf dem Foto.

Der Künstler stellt sein fotografisches Reisetagebuch aus. Er hat gerade dieses Foto lange mit sich herumgetragen, ist eingetaucht, in die Geschichte und die Landschaft, bis es reif war, für uns, die Besucher. Ich hätte eher auf eine Künstlerin getippt. Annäherung und Realisierung passen besser zu einer Frau, finde ich. Hat er das Foto bearbeitet oder die Kreatur mit seiner Kamera eingefangen? Ein Glücksfall? Irgendwo zwischen Wald, Himmel und Wüste, zwischen den Welten. Es ist nur ein Hauch, aber was für ein Hauch, ein unendlicher.

Ich lese seinen Lebenslauf. Er ist 52 Jahre alt und war lange Jahre auf Reisen. In acht Jahren sind diese 22 Fotos entstanden. Jedes ist ein Meisterwerk.

Die Besucher, sie gehen daran vorbei, nicken, wuseln herum und halten wieder Ausschau nach einem Glas Wein, einem Gesprächspartner. Der Künstler steht allein an der Tür, ruhig, aber auch abwehrend. Er will nicht angesprochen werden, das verkündet seine Körpersprache. Ich bin froh, obwohl ich gerne mit ihm reden würde, habe aber Angst, etwas Banales zu sagen.

Ich nehme mir vor, den Katalog mitzunehmen. Vielleicht kann ich ihn per Mail kontaktieren. Der Lärm von Stimmen und Gläserklirren in der Galerie stört mich ungemein und ich beschließe, am nächsten Tag zu kommen, gleich morgens um 11 Uhr, nach Öffnung. Ich weiß nicht, warum bei einer Eröffnung immer getrunken und gegessen werden muss. Das ist respektlos den Kunstwerken gegenüber. Im Museum isst man ja auch nicht. Essen und Trinken rauben den Werken die nötige Aufmerksamkeit. Die Besucher kennen sich alle. Ich kannte früher, als ich noch eine regelmäßige Vernissage-Besucherin war, auch alle. Man redete und freute sich, sich zu treffen. Es ging nur in den ersten Wörtern um die Exponate.

„Tolle Schau, nicht wahr?“

Kandicharanikalalla lässt mich nicht in Ruhe. Sie treibt mich, wohin weiß ich nicht. Sie ist mir fremd und ganz nah gleichzeitig.

Schönheit ist schwierig, wiederhole ich immer wieder vor diesem Foto. Mediterrane Attribute, afrikanischer Zauber, Nachtschwärmer und Spätreisende. Verlockung und Wahnsinn. Tilda Durieux als Circe, die Sirenen von Odysseus. Dieses Kunstwerk vereint die komplette sprachliche, ikonographische und ästhetische westliche Kunstgeschichte. Ist das anmaßend, so zu denken? Meine Gedanken gehen zum Renaissance-Künstler Fra Angelico oder halten an die volkstümliche Mythologie von Brueghel an, fliegen weiter zu Caravaggios Hell-Dunkel Theorie und landen wieder einmal bei Goya, meinem Lieblingsmaler.

Die Ziegenhufe, sie sind gefährlich, man muss sie rechtzeitig erkennen. Ich kann die geschmeidige Stimme des Wesens hören, verstehe aber die Sprache nicht. Er hat den Ton mitfotografiert.

Im Begleittext steht, dass die Gestalt in einem feuchten Unterholz geboren wurde. Ich kann das nicht glauben, denn sie ist für mich eine Lichtgestalt, trotz Hufe.

Die Fotografin Diana Arbus ist überzeugt davon, dass manche Dinge nur existieren oder gesehen werden können, weil sie sie fotografiert hat. Sie hat recht und nicht recht, denn nicht jeder kann sehen, was sie fotografiert hat.

Kandicharanikalalla scheint außer mir niemanden zu interessieren, niemanden anzusprechen. Die Besucher meiden sie, fühlen sich unwohl in ihrer Gegenwart und gehen schnell weiter. Sie lässt keine bekannten Assoziationen aufkommen.

Ich drehe mich erneut zur Tür, wo immer noch der Fotograf steht. Unsere Blicke treffen sich, er nickt und erkennt, was zwischen mir und Kandicharanikalalla geschieht. Dann dreht er sich abrupt um und verlässt die Galerie. Ich verbleibe noch ein wenig im Bann dieser mystischen Erscheinung, will mich noch nicht lösen.

*Christa Blenk*

*\*1956, lebt am französischen Atlantik. Sie hat die letzten 42 Jahre in unterschiedlichen, europäischen Städten gelebt und gearbeitet, schreibt Ausstellungskataloge und hat Kurzgeschichten in verschiedenen Anthologien veröffentlicht. Seit über zehn Jahren verfasst sie regelmäßig Beiträge für das Berliner Online Magazin KULTURA EXTRA über Kunst, Reisen und Musik.*

# *Das Sandkorn*

Meine Tonne steht nun in der Wüste. Ich bin ein Sandkorn. Zwischen anderen Sandkörnern. Reibe mich an den anderen Sandkörnern, sie schieben sich über mich, unter mich, wir drehen uns, tanzen Tango, mal führe ich, mal das andere Sandkorn, während mich schon ein anderes führt, und dann tanzen wir nicht mehr, es ist absolute Windstille, du hörst gar nichts, nichts, keinen Vogel, der kräht, keinen Geier, der grad an einem Knochen nagt, alle Knochen sind hier abgenagt, nur die Sonne scheint.

Da hörst du schon von weitem, wenn sich was nähert, aber es nähert sich nichts, mitten in der Wüste, nur Sandkörner sind da, und ich bin ein Sandkorn, ab und zu rutsche ich ein Stück nach unten, wenn sich was lockert, unter mir, ich sehe die Sonne nicht mehr, und jetzt wirds kühler, ist aber immer noch heiß, möchte mich mit den Sandkörnern unterhalten, spreche nicht gern mit Fremden, aber nach Tagen der Stille halte ich es nicht mehr aus, die ganzen Gedanken in mir, die mit nach unten rutschen.

Da hör ich was, aber es ist nur Einbildung, das ist mir jetzt schon ein paar Mal passiert, da höre ich Motorgeräusche oder einmal dachte ich sogar, da sind Stimmen, aber das kann doch nicht sein, mitten in der Wüste. Ich weiß nicht einmal, welche Wüste es ist, war noch nie in der Wüste, und da war nichts, keine Oase am Horizont, nur Sand, das sah ich, bevor ich nach unten rutschte. Hatte nicht aufs Display geschaut, und die Tonne macht, was sie will, sie wollte wohl in die Wüste.

Dann Wind, nach Stunden, Tagen, Wochen, da tanzen wir Tango, olé, da reibst du dich, wie das Spaß macht, ist ja albern, aber da denkst du nicht, da reibst du dich, fühlst, spürst, mit jeder Pore reibst du dich am Felsen, den du den Berg hinaufrollst, dann rollt er wieder runter, aber du tanzt dich nach oben, Luft, Luft, und Sonne, da scheint die Sonne, blendet dich, du kneifst die Augen zu, aber Sonne, endlich, doch das Rad der Fortuna, du sinkst wieder, runter, runter, und dann wieder hoch.

Und dann nicht mehr leidenschaftlicher Tango, jetzt Erdbeben, aber das kann kein Erdbeben sein, nicht hier, denke ich, oder ich spüre, es ist was Lebendiges, die anderen Sandkörner, möchte mich an ihnen festhalten, aber wir werde auseinandergerissen, ich wirble, kein Tango, ein Tornado, springe, werde emporgehoben, empor, und fliege, fliege, dreh mich, wirble, Licht wechselt, ganz schnell, alles hell, dann im Fallen kann ich scheiden, Himmel und Erde, sehe ein Geschöpf, und falle und liege.

In der Wüste liege ich, ein Korn im Meer aus Sand, und mittendrin im Nichts, unter Himmel und Sonne, sitzt ein kleines Kind, bin schlecht im Schätzen, drei Jahre vielleicht, spielt mit Schaufel und Rechen, baut einen kleinen Berg, da rieseln die Sandkörner, er stürzt zusammen, da fährt ein Bagger aus Plastik eine Straße entlang, tief wird sie, tiefer, da stürzen die Wände ein, vergraben den Bagger, blauer Bagger, das Kind schaufelt, baut einen neuen Berg, höher, noch höher, und ich schau zu.

Es lacht, das kleine Kind, mitten in der Wüste, und ich denke, ich werde verrückt, eine Fata Morgana, aber müssten Fata Morganas nicht auf dem Kopf stehen, frage ich mich, das Kind

steht nicht auf dem Kopf, auch nicht auf den Beinen, es sitzt im Sand, mit Schaufel und Rechen, aber da ist ihm schon langweilig, da krabbelt es, krabbelt fort, fort von mir, Spuren im Sand, lacht und verschwindet hinter dem Hügel, kein Lachen mehr. Ist weg. Ich steig in meine Tonne. Ich gebe eine neue Location ein.

*Philipp Nowotny, geboren 1989 in München, studierte Geschichte, Philosophie, Soziologie und Journalismus in Dresden und München, wurde an der Deutschen Journalistenschule zum Redakteur ausgebildet und arbeitete als Journalist für diverse Medien. Seine literarischen Texte erscheinen in Zeitschriften und Anthologien.*

## ***Es war einmal...***

Der Wind blies kalt über den Bahnsteig. Steven zog den Schal enger und rückte den Rucksack zurecht. Er wusste nicht, wohin mit seiner anderen Hand und legte sie auf den Griff seines Koffers.

Sara lehnte an der Säule hinter ihm; den Fuß an die Säule gestützt und die Arme vor den Brüsten verschränkt. In der schwarzen Lederjacke, den hellblauen Jeans und den in die Jahre gekommenen Vans sah sie aus wie die Sängerin einer Rockband. Sie trug den grau gestreiften Hut keck auf den kurzen Haaren. Der Wind spielte mit dem Anhänger an ihrem rechten Ohrläppchen.

Sie sah bezaubernd aus.

„Danke, du auch.“

Steven merkte, dass er rot wurde. Hatte er das laut gesagt?

Er fing an zu lachen. Darüber, dass Sara ihn bezaubernd fand.

Sein Blick wanderte zu den Bergen, die hinter den Häusern emporwuchsen. Grüner Boden, grauer Körper, weißer Kopf. Ein erhabener Anblick. Für einen Moment vergaß er Sara und erinnerte sich als er vor...wie viele Jahre war das her?...Zwanzig Jahre?...als er vor zwanzig Jahren dort oben gestanden hatte.

Die Erinnerung brachte ihn zurück zu Sara. Oder vielleicht war es auch ihre Hand, die sich deutlich in seine Gesäßtasche schob. Sara betrachtete ihn mit schief gelegtem Kopf und hochgezogenen Augenbrauen.

„Woran denkst du?“, fragte sie.

Steven wusste, was sie hören wollte, und zeigte auf den dritten Berg von rechts.

„Siehst du den Berg dort? Den Marcelino? Vor zwanzig Jahren bin ich mit meinen Freunden dort hoch geklettert. Wir haben übernachtet und sind am nächsten Morgen wieder runter.“

Sara kicherte. „Da war ich fünf Jahre alt.“

Das war nicht das, was Steven hören wollte. Damit waren sie quitt.

Steven sah wieder hinauf zum Gipfel. Und er erinnerte sich daran, wie viele von seinen Freunden noch am Leben waren. Eike hatte sich mit einer Überdosis weggeräumt. Paul und Marina hatten geheiratet und zwei Kinder bekommen. Benedikt war vor einem Jahr an galoppierender Leukämie gestorben. Réne gehörte das Hotel, in dem er die letzten zwei Wochen gewohnt hatte.

Die Bahnschienen zu Stevens Füßen waren grau, starr und gerade. Und Steven ertappte sich bei dem Gedanken, dass sein Leben genauso verlaufen war. Starr, grau, gerade. Steven fuhr sich mit den Händen durch die Haare und war erstaunt, als er feststellte, wie kurz sie waren. Ganz so starr war sein Leben nicht verlaufen. Sein Gleis hatte eine Abzweigung genommen. Diese Abzweigung zog gerade ihre Hand aus seiner Gesäßtasche. Steven sah zu Sara und verlor sich wieder darin, wie bezaubernd sie war. Genauso bezaubernd wie vor zwei Wochen, als sie sich an der Hotelbar getroffen hatten.

Sie hatten Billiard gespielt, bayrisches Bier und amerikanischen Whiskey getrunken und waren völlig besoffen in seinem Hotelzimmer gelandet. Am nächsten Morgen hatten sie zusammen gefrühstückt, ihr Konterbier getrunken, waren durch die Stadt spaziert und nach einem gemeinsamen Dinner hatten sie miteinander geschlafen.

Und so war es zwei Wochen lang geblieben. Gemeinsam frühstücken, spazieren gehen, gemeinsam essen, miteinander schlafen und zwischendurch den Spa-Bereich unsicher machen.

Die Blicke der Damen und Herren, die sich auf den dreifach geölten Holzliegen geparkt hatten...

„Jetzt will ich wirklich wissen, was du denkst“, sagte Sara.

Steven grinste und antwortete: „An den Spa-Bereich.“

Sara biss sich auf die Lippe und versteckte ihr Gesicht in seiner Jacke. „Du alte Sau, du“, sagte sie leise.

Sara stand nahe genug, dass Steven seine Arme um sie legen und sie ganz fest an sich ziehen konnte. Keiner von beiden sagte etwas.

Es war genau neun Uhr siebenunddreißig. Sieben Minuten würde ihr Gemeinsam noch dauern.

Sara löste ihr Gesicht von seiner Brust und sah ihn an.

Steven sah ihr in die Augen und erkannte in dem tiefschwarzen Blau eine eiserne Tür, die sich geschlossen hatte. Unmerklich nickte er.

Es war ein Ausflug. Ein Abenteuer. Ein Spiel? Nein! Mit sowas spielte man nicht. Spaß konnte man haben. Sehr viel Spaß. Aber mehr auch nicht.

Mit dem Daumen streichelte er über Saras Wangenknochen. Wie schade, dachte er. Wie grausam konnte das Schicksal sein?

Zwei Jahre waren O.K.. Zwölf Jahre? Gerade noch. Zwanzig Jahre? No chance in hell, mothafucka!

„Schade, dass wir nicht mehr im Hotel sind“, sagte Sara, „sonst würde ich dir diesen melancholischen Ausdruck einmal feucht aus dem Gesicht wischen.“

Vier Minuten noch. Die Menschen sammelten sich am Bahnsteig.

„Was muss ich tun, damit du mit mir zum Hotel zurückkommst?“, schnurrte Steven.

Sara schüttelte den Kopf und küsste ihn aufs Kinn.

Einen Versuch war es wert.

Zwei Minuten. Der Zug fuhr ein. Er quietschte entsetzlich.

Sara schaute auf den Zug. Dann auf Steven. Für einen Moment gefiel es ihm, sich einzubilden, dass Sara wirklich überlegte, nicht in den Zug zu steigen. Aber Sara war kein Kind mehr. Sie war erwachsen genug.

Und das hier war nicht Hollywood.

Sara löste sich mit Bestimmtheit von ihm, lächelte ihn zum Abschied an und tippte sich an den Hut.

„Adios, Cheyenne“, sagte sie, hob ihren Rucksack auf und stieg in den Zug.

Der Zug fuhr an, pfiiff laut und fuhr davon.

Steven blieb auf dem Bahnsteig, mit dem gleichen Gefühl, das man hat, wenn man aus einem schönen Traum erwacht.

Aus dem Bett steigen, frühstücken, duschen, leben.

Steven nahm seinen Koffer und folgte seinem Gleis zur nächsten Station.

*Clemens Goritzka*

*freier Schauspieler und Autor. Geboren am 07.08.1993 in Schönwald/Oberfranken, absolvierte er zuerst eine Ausbildung zum Industriekaufmann und war einige Jahre im kaufmännischen Bereich tätig. Seit 2019 ist er Auszubildender an der Artrium Schauspielschule in Hamburg, und war im Rahmen dieser Ausbildung in verschiedenen Projekten vertreten. 2013 veröffentlichte er die Geschichte „Ihr Blick“ in der Veilchen-Ausgabe Nr. 40.*

## ***Nach dem Unfall***

Gesine verlor ihren Mann an einem herrlichen Tag im August. Blauer Himmel und wenige weiße Wolken und Sonne. Und aus diesem Himmel stürzte Jürgen ab, weil sein Fallschirm nicht aufgegangen war.

Zuerst konnte Gesine es nicht glauben. Sie hatte zuhause gewartet, weil sie den Säugling Maria nicht alleinlassen konnte, der eine Erkältung mit Durchfall hatte.

Sie konnte einfach nicht glauben, dass Jürgen tot war. Er war doch ein erfahrener Fallschirmspringer, wenn auch nur in seiner Freizeit. Und im Kühlschrank befanden sich die Zutaten zu dem Salat, mit dem sie ihm abends eine Freude machen wollen.

Die Nachricht kam von Horst, Jürgens Freund, der an dem Tag auch gesprungen war. „Ich komme vorbei!“, sagte er noch.

Bis dahin saß Gesine starr auf dem Sofa. So fand Horst sie vor. Bleich und starr. Er ging in die Küche und machte Kaffee. Gesine trank zunächst folgsam, dann fiel ihr ein, dass Jürgen nie mehr Kaffee trinken würde, und sie konnte nicht mehr.

Horst wollte sie so nicht allein lassen. Er ging zu den Nachbarn, einer Familie Moser, und erzählte, was geschehen war. Die Mosers versprachen, auf Gesine aufzupassen. Erst danach wagte sich Horst in sein eigenes Leben zurück. Auch er war verstört. Sein Freund! Und es hätte er selbst sein können.

Frau Moser ging gleich und läutete an Gesines Tür. Gesine öffnete nicht. Drinnen hörte Frau Moser das Mariechen jämmerlich weinen. Sie zögerte nicht und holte den Schlüssel, den Gesine und Jürgen bei ihnen abgegeben hatten für den Fall, dass sie ihre Schlüssel einmal vergaßen oder verloren.

Gesine saß immer noch auf dem Sofa. Sie kümmerte sich nicht um den Säugling. Frau Moser trug ihn hinaus.

Sie kehrte aber zurück und meinte mütterlich: „Sie tun mir leid, Gesine, aber das Leben muss trotzdem weitergehen. Jetzt essen Sie erst mal. Ich hab drüben Schaschlik. Das reicht auch für Sie.“

Keine Antwort.

Was sollte Frau Moser tun? Sie rief den Pfarrer an. Der erholte sich gerade von seinen Sonntagspflichten und kümmerte sich um seinen Garten, aber er kam gleich.

Er setzte sich neben Gesine auf das Sofa, schlug sein Neues Testament auf und las leise vor. Die Mühseligen und Beladenen sollten zu Jesus kommen.

Genauso leise sagte Gesine auf einmal: „Ich glaub nicht an Gott.“

„Aber er glaubt an Sie!“, antwortete der Pfarrer. „Und er ist auch für die Verstorbenen da.“

„Für Jürgen?“, fragte Gesine weich und mit plötzlicher Aufmerksamkeit.

„Ja sicherlich.“

Sie saßen eine Weile stumm nebeneinander. Draußen wurde es dämmrig. Die erste Nacht ohne Jürgen nahte. Es wurde kühler im Zimmer.

Was konnte der Pfarrer noch sagen? Er schlug vor: „Beten Sie mit mir ein Vaterunser. Das ist immer gut.“

Unser Vater im Himmel. Und kein Vogel verunglückt, ohne dass Gott es weiß und will.

„Ich kann nicht beten.“ Gesine fröstelte. Sie hatte eine Strickjacke auf einem nahen Stuhl hängen. Aber sie holte sie nicht.

Da betete der Pfarrer allein. Dann ging er zu Mosers und fragte: „Haben Sie etwas zum Schlafen da? Die arme Frau kommt ja nicht zur Ruhe!“ Er hatte Schweiß auf der Stirn.

Die Mosers waren sofort wieder zur Hilfe bereit. In ihrem Badezimmerschränkchen gab es auch ein Schlafmittel, allerdings schon alt und vielleicht nicht mehr richtig wirksam.

„Wir rufen einen Arzt!“, entschied der Pfarrer. „Heute Nacht bleibt sie am besten nicht allein.“

Ein Arzt kam und verabreichte Gesine ein Schlafmittel. Sie wehrte sich nicht. Und ihr Kopf sank langsam herab. Frau Moser brachte sie ins Schlafzimmer und richtete sich auf dem Wohnzimmersofa ein.

Sommertage. Es wurde früh hell. Frau Moser erwachte von dem Geräusch eines verzweifelten Weinens und eilte ins Schlafzimmer. Sie sah Gesine quer über dem Doppelbett liegen, auf dem Gesicht. In die Kissen gewühlt.

Frau Moser setzte sich ratlos daneben. Der Arzt hatte nicht gesagt, was sie in einem solchen Fall machen sollte.

Sie grübelte ein wenig und entschied sich dann. Sie strich der Weinenden über den Rücken. Als das nichts bewirkte, ging sie in ihre eigene Wohnung zurück und holte Maria. Sie legte den Säugling mit aufs Bett. Sie sagte dabei: „Sie haben doch noch das Mariechen. Das braucht seine Mutti jetzt.“

„Ist denn schon Zeit?“, fragte Gesine zur Überraschung ihrer Helferin und richtete sich auf. Rotgesichtig und mit wirrem Haar. So stillte sie ihr Kind.

Sie legte es nachher in sein Bettchen und ging in die Küche und trank einen Schluck Wasser.

„Soll ich Kaffee machen?“, fragte Frau Moser.

„Jürgen kriegt auch keinen.“

„Aber Sie sind noch lebendig. Und das Mariechen braucht Sie doch! Essen Sie mit uns ein bisschen Brot und Marmelade und Honig.“

Da lächelte Gesine plötzlich: „Honig. Ja.“

Sie frühstückten zusammen bei den Mosers. Frau Moser schob den Honig über den Tisch: „Da! Das ist Rosenhonig! Der kommt direkt vom Land!“

Gesine tauchte einen Löffel ins Glas und aß. Seither halten Mosers Honig für etwas Wunderbares.

*Mona Ullrich*

# *Die Maus*

Im Garten haben wir eine Holzhütte und nach zwei dunklen Jahren haben wir es endlich geschafft, in diese Hütte elektrischen Strom zu verlegen. Dazu haben wir einen 80 cm tiefen Graben zwischen Haus und Hütte geschaufelt, darin ein Abwasserrohr verlegt und durch dieses Rohr ein Stromkabel gezogen. Die beiden Enden kommen kurz vor Haus und Hütte aus dem Boden und die offenen Schächte hat mein Bastelkönig mit Bauschaum versiegelt. Den Graben haben wir wieder zugeschaufelt und bepflanzt. Unser neu verlegtes Kabel ist also tief im Erdreich und gegen Überflutung, Erdbeben und Wirbelstürme gesichert. Unsere Fellnase Strolchi schnuppert zwar ein paar Mal an dem ungewöhnlichen Erdloch, befindet es aber für gut und beachtet es nicht weiter. Auch wir wöhnen uns in Sicherheit.

Bis wir das winzige Loch im Bauschaum bemerken. Kaum größer als ein kleiner Finger. Und wir bemerken es nur, weil Strolchi, der große Jäger, seine Schnüffelnase daran klebt und aufgeregt schnauft.

„Schau mal, da ist ein Loch!“, sage ich.

Ich ziehe Strolchi von dem Schacht weg und habe nun Mühe, ihn festzuhalten.

„Kann nicht sein! Das ist sicher nur eine Luftblase!“

„Und wenn da eine Maus rein ist?“

„Unmöglich, das Loch ist viel zu klein!“

Ich bin kein Mäuseexperte. Ich glaube dem Hausherrn. Doch Strolchi besteht darauf, seine Nase manchmal stundenlang an dieses Loch zu kleben. Dann verschwinden immer wieder Hundekexse, die in der Hütte stehen. Natürlich nur nachts und wenn die Hunde im Haus sind.

„Und wenn da doch eine Maus drin ist? Wenn die das Kabel anknabbert, zack, Kurzschluss und vielleicht brennt das ganze Haus ab?“

Doch mein Mäuseexperte hält dies für nicht denkbar. Strolchi weiß es besser. Seine Nase geht eine enge Verbindung mit dem Löchlein ein, manchmal verdreht er gar die Augen als ob er eine Nase voll Kokain nimmt.

Guter Rat ist zwar nicht teuer, aber ...

Was tun? Fluten? Und wenn das Kabel schon frei liegt? Rattengift? Und wenn die Hunde das erwischen? Wir können ja die Enden zubetonieren, was zwar die unwillkommenen Bewohner an der Flucht hindern würde, aber nicht daran, das Kabel anzuknabbern. Wer immer dort unten haust soll bitteschön woanders campieren.

Die Lösung: Luft.

„Pass auf, wir schneiden jetzt den Bauschaum heraus, dann blase ich mit dem Kompressor Luft hinein, das gibt einen ordentlichen Sturm da unten. Was auch immer dort wohnt, wird sich auf der anderen Seite aus dem Staub machen. Du musst nur aufpassen, wenn da was rauskommt, dann rufst du und ich höre auf.“

„Ja, gut, aber lass die Hunde drinnen, ich mag Strolchi nicht dabei zusehen, wie er die Maus erlegt.“

Gesagt, getan. Kompressor angeworfen, Druck aufgebaut, dann volle Kanne in den unterirdischen Kabelkanal geblasen. Nichts passiert. Mir weht die Luft ins Gesicht, als ich versuche, etwas zu erkennen, ich leuchte hinein, nichts.

„Was ist?“, brüllt er von drüben gegen den Kompressor an.

„Nichts!“, brülle ich zurück.

Er steckt den Schlauch mit der Düse noch weiter in das Rohr, ich leuchte an meiner Seite noch angestrenzter hinein.

„Immer noch nichts?“

„Nein...doch...warte...hör auf, hör auf, hör sofort auf!“

Und aus dem Rohr, fast fliegend mit dem kräftigen Rückenwind, hastet ein Mäuschen. Im Schein der Taschenlampe sehe ich ihre panischen Augen, höre die winzigen Krallen auf der Plastikoberfläche kratzen, und unter ihrem Bauch, an jeder Zitze eines – wie viele Zitzen haben Mäuse? – schleppt sie zwei winzige Mäusebabys, kaum einen Zentimeter lang, ins Freie. Mit einem Rascheln verschwindet die Familie in der nahen Hecke.

„Was?“, brüllt es von drüben.

„Die Maus ist raus, die hatte zwei Junge, die hingen an den Zitzen, und jetzt ist sie da hin...!“ , vage zeigte ich in die Richtung.

„Ja, und, warum haste nicht draufgehauen?“

„Was?“

„Ja, draufhauen, jetzt sind sie weg und im Winter kommen sie wieder und vermehren sich! Dann biste wieder am Meckern, von wegen Mäuse im Haus und so weiter!“

„Aber das ging doch nicht, die hatte Junge...!“

„Ja, ja, auch die werden groß und dann... Weiber!“

Mit diesem Aufschrei dreht er sich um, stapft um die Hausecke, jeder Schritt gerechte Empörung. Ich bin ein bisschen stolz. Habe einer Mutter mit zwei Babys das Leben gerettet. Mäuseleben. Egal. Jedes Leben zählt.

PS: Wir haben unsere Schnüffelnase Strolchi in den nächsten Tagen besonders beobachtet, aber er zeigte keinerlei Interesse mehr an besagtem Loch, so dass wir sicher sein konnten: Die Mäusemama hat keines ihrer Babys in ihrem unterirdischen Wochenbett vergessen. Später versiegelten wir dann auch BEIDE Enden von dem Rohr.

*Michaela Kaiser*

*ist 1955 in Berlin geboren und lebte bisher überwiegend im Ausland. Ihr abwechslungsreiches und abenteuerreiches Leben hat sie nun hinter sich gelassen und ist im schönen Allgäu sesshaft geworden. Verschiedene Publikationen, Kurzgeschichten und biografische Romane von ihr sind bereits erschienen, u. a. im Karina Verlag, bei ETS, bei Pigentar und im Verlag Roter Drache. [mkaiser56.wixsite.com/website](http://mkaiser56.wixsite.com/website)*

## *So ein schönes Haus*

Diese New Yorker Taxifahrer haben wirklich die Ruhe weg. Das quengelnde Hupen im allgegenwärtigen Stau scheint sie nicht zu stören, mir tötet es hier auf dem Rücksitz den letzten Nerv. Seit heute früh muss der arme Fahrer nun schon diesen Lärm und den Gestank ertragen, aber kein Laut der Klage kommt über seine wulstigen Lippen. Leroy misst zwei Meter, wohnt in Harlem, wie er mir zuvor gestanden hat, und ich solle ihn ruhig mal besuchen. Das fehlte noch, dass man mich in Harlem antrifft... Bleib ganz ruhig, Rita!

Um 15 Uhr wollte ich in der Klinik sein; jetzt ist es halb drei. Die Kollegen haben mich darum gebeten. Aus eigenem Antrieb heraus wäre ich niemals auf die absurde Idee gekommen, Eddy zu besuchen. Ausgerechnet Eddy. Ausgerechnet ich!

Viel braucht es jetzt wirklich nicht mehr, und der weiße Chevy hier fährt uns in die linke Seitentür! Ich setze mich lieber rasch nach rechts hinüber.

Toll! Großartig! Jetzt bin ich mit meinem Kleid auch noch an dieser dämlichen Gurthalterung hängen geblieben; es ist zum Haare raufen. Warum geht es denn nicht weiter? Hinterher habe ich doch noch diesen ungemein wichtigen Termin im Plaza-Hilton mit Mr. Hodge, dem Antifalten-Magnaten; um nichts auf der Welt darf ich den versäumen! Und ich werde ihn nicht versäumen! Notfalls verschiebe ich den Besuch bei Eddy; immerhin geht es um einen Auftrag von immenser finanzieller Bedeutung.

Dass man einen Mister Hodge nicht warten lässt, ist hinlänglich bekannt. Das hat er auch nicht nötig, denn die Werbefirmen reißen sich um ihn. Schließlich ist er Mitinhaber des drittgrößten Kosmetikimperiums der Vereinigten Staaten, ausgestattet mit einem geradezu astronomischen Werbeetat. Es grenzt an ein Wunder, dass ich dieses Treffen heute mit Mr. Hodge habe und nicht Eddy.

Aber der ist ja verhindert. Der Unglückliche. Ha! Fällt die Treppe in seinem noblen Penthouse hinunter und bricht sich das Becken. Hätte er sich doch besser gleich das Genick ... Verdient hätte er es allemal. Nein, so etwas soll man nicht einmal denken!

Endlich, es geht weiter, im Schrittempo kriechen wir auf den Holland-Tunnel zu und dort vorne, direkt am Eingang, staut sich der Verkehr schon wieder.

Im Grunde sollte er mir ja leid tun, der Eddy, aber er tut mir nicht leid, nicht ein klitzekleines bisschen. Sobald ich an ihn denke, sehe ich nur sein lachendes Gesicht vor mir. Jedes Mal! Eddy lacht, wann immer er in meiner Nähe ist. Nicht, dass er mich anlächeln würde. Nein, er lacht. Auch nicht etwa laut, oh, nein. Zu einem kräftigen Lachen ist der gar nicht fähig. Ganz leise lacht er vor sich hin, und manch einer, der ihn dabei beobachtet hat, konnte sich des heimlichen Gedankens nicht erwehren, Eddy sei ein wenig ... debil im Oberstübchen. Aber Eddy ist auch nicht debil, und den Grund für sein permanentes Lachen erahnen nur Eingeweihte, Leidtragende; wie ich es eine bin.

Die Kollegen sehen sich außerstande, mir zu helfen, sie sind selbst mehr oder weniger davon betroffen. Uns allen ist das Lachen längst schon vergangen. Das letzte Mal habe ich Weihnachten vor zwei Jahren gelacht. Eddy Bright, Abteilungsleiter unserer Werbeagentur und Schwiegersohn des Seniorchefs, ist ein Schlitzohr! Vielleicht sollte ich besser sagen, er ist ein ausgemachter Stinkstiefel.

Während unserer regelmäßigen Arbeitssitzungen lässt er sich immer ziemlich geringschätzig über alle Vorschläge aus, die von unserer Seite gemacht werden – im Anschluss aber zieht er schamlos seinen Nutzen daraus. Noch niemals hat er selbst eine brauchbare Idee abgeliefert, die zum Erfolg geführt hätte. Die Ideen stammen allesamt von uns! Dennoch schließt Eddy am

Ende die Verträge ab – und kassiert. Von den horrenden Provisionen, die er mir bei meiner Einstellung in Aussicht gestellt hat, ist bisher noch nicht viel bei mir angelangt. Aber Eddy wohnt im Penthouse.

Manchmal, wenn das Fass wieder einmal überzulaufen droht, möchte ich einfach ganz lässig auf ihn zugehen, meinen ganzen Mut zusammen nehmen, ihn verführerisch anstarren – und ihm dann eine runterhauen. Ach, ich traue mich ja doch nicht. Aber manchmal möchte ich schon ...

30% Provision hat er mir versprochen, von jedem neuen Auftrag, den ich abschließe. Nur, dass letztendlich die Verträge ausschließlich von ihm unterzeichnet werden, hat er mir verheimlicht, die Sau. Unsereins läuft sich die Hacken schief und Eddy kassiert. So ist das Leben.

Endlich rollt der Verkehr wieder, wir sind durch den Tunnel hindurch. Meine Aufregung wächst. Weil ich es gleich zu Gesicht bekomme! Ich fahre so gerne hier am idyllischen Lincoln-Park in Jersey vorbei, denn dort steht es und scheint nur auf mich zu warten: Ein derart niedliches Häuschen sieht man selten. Sehr groß ist es nicht, besitzt aber einen putzigen Garten und liegt so herrlich ruhig, abseits der Straße. Was für ein Anblick! Wahrscheinlich ist es gar nicht zu verkaufen. Na, ich hätte ohnehin nicht das Geld dafür. Bei diesen dürftigen Provisionen ... Jetzt kann ich es sehen, gleich passieren wir die Auffahrt. Hübsch ist es anzuschauen mit seiner kleinen, weiß gestrichenen Veranda. Wahnsinn!

„Halt!“

War ich das? Habe ich da eben so schrill gerufen? Der Fahrer tritt beherzt auf die Bremse, beinahe purzle ich über die Lehne des Sitzes nach vorne. Der Wagen steht, der Mann dreht sich zu mir um, und ein fragender Blick legt sich auf mein erschrockenes Äußeres. Ich streiche mir die langen blonden Haare aus dem Gesicht, wende den Kopf ein wenig und sehe das Schild im Garten. Ziemlich weit hinten steht es, sieht aus wie ein ... Oh, Gott, es ist ein ...

„Einen Moment, bitte, junger Mann.“

Schon bin ich ausgestiegen, tripple auf das Schild zu und beginne zu lesen. Dieses Schild bietet das kleine Haus tatsächlich zum Verkauf an! Ja, ist es denn die Möglichkeit! Der Preis steht natürlich nicht dabei, aber eine Telefonnummer.

Verdammt, ich muss weiter. Ein letzter schmachsender Blick zum Häuschen, ziemlich resignativ schiebe ich meinen zierlichen Frauenkörper wieder in Richtung Taxi, verhaltenen Schrittes verlasse ich den Ort meines heimlichen Wunschtraumes. Auch Leroy ist dem Taxi entstiegen, kommt mir entgegen. Wahrscheinlich glaubt er, ich will mich um den Fahrpreis drücken, Blödsinn.

Ich klettere zurück auf den Rücksitz, der Riese klemmt sich hinters Steuer, weiter geht die Fahrt, das Haus am Lincoln-Park entschwindet meinen sehnsuchtsvollen Blicken. Dass es zu verkaufen ist, überrascht mich doch sehr. Aber mein bescheidenes Budget würde ein solches Objekt ohnehin nicht zulassen. Außer, wenn ich einmal die volle Provision bekäme! Träume nur weiter, Rita, sage ich mir. Träume sind kostenlos. Noch.

Es ist kurz nach drei, als Leroy vor dem Hospital hält. Ich bezahle ihn, grapsche mir den Strauß Blumen, der durch die unruhige Fahrt ein wenig gelitten hat, und husche die flache Rampe der Notaufnahme hinauf.

Jetzt bringe ich diesem Eddy auch noch Blumen mit! Aber die sind ein Geschenk unseres Büros, soll er sich daran erfreuen. Soll er darüber lachen, wenn es ihn danach gelüstet. Lange werde ich ohnehin nicht bei ihm bleiben. Zwei Minuten. Im höchsten Fall! Danach werde ich mich verabschieden und ihn mit den Pflanzen alleine lassen.

Wenn er lacht, gehe ich augenblicklich wieder. Stante pede! Freiwillig höre ich mir dieses dämliche Lachen nicht an. Nicht heute. Nicht jetzt, nachdem ich eben ... dieses wunderschöne Haus ...beinahe ... nicht ... gekauft habe.

Geschwind befördert mich der Fahrstuhl zum sechsten Stockwerk in die Unfallabteilung. Eine hilfsbereite Schwester weist mir den Weg zu Eddy, Zimmer 651, ganz am Ende. Den Strauß in der Rechten, klopfе ich an die Tür.

„Herein!“, tönt es von innen, ich öffne.

Da liegt er! Das Kopfteil des Bettes steht schräg, Eddies gerötete Birne ist eingebettet im hellen Kissen, und wie eine plattgedrückte Krone umrahmen die spärlichen rotblonden Haare sein Haupt. Naseweis zwängt sich über ihm ein Monitor aus der Wand hervor, der seine Herztöne anzeigt, mehrere Drähte sind an seiner haarlosen fetten Brust befestigt. Piep, piep, piep dringt es in mein Gehör. Man sieht ihm seine 55 Jahre an. Jedes einzelne.

„Ach, wen haben wir denn da? Die Rita“, sprudelt es aus ihm heraus, und schon beginnt er zu lachen.

Ich – trete trotzdem etwas näher. Eddies Körper steckt in einem blütenweißen Korsett, das von seinem Oberkörper hinab bis zu den Beinen reicht und knapp über den Knien endet. Verpackt wie eine ägyptische Mumie ist er, beinahe regungslos, nur die Arme und den Kopf kann er bewegen. Und die bleichen Füße. Er wirkt grotesk mit seinem roten Kopf und dem dümmlichen Grinsen.

„Hallo Eddy“, beginne ich meine kurze Ansprache, „ich bringe Ihnen ein paar Blumen. Mit den besten Genesungswünschen aus dem Büro.“

Die Blumen sieht Eddy gar nicht an. Stattdessen wandert sein geiler Blick an meinem Körper entlang, hinunter zu den Waden, und versucht mich mit den Augen ausziehen; typisch männliches Krankenhaussyndrom. Ein Grund mehr sofort wieder zu verschwinden. Alles vermag ich zu ertragen, nicht aber Eddies geile Blicke auf meinen Beinen.

„Tja, wie geht’s denn so? Ich kann nicht lange bleiben, ich habe nachher das Treffen mit Mr. Hodge, Sie wissen schon. Der schätzt Pünktlichkeit über alles“, versuche ich im Stenogrammstil oberflächliche Konversation zu betreiben.

„Ja, das Geschäft muss weiterlaufen, Rita, auch wenn ich im Moment nicht zur Verfügung stehe“, kommt es gewohnt überheblich zurück.

Was es allerdings dabei zu lachen gibt, entzieht sich meiner Kenntnis. Natürlich geht das Geschäft weiter, auch ohne ihn. Ich würde mich sogar dazu versteigen zu behaupten: Vor allem ohne ihn! Was soll man von diesem Lachen halten? Lacht er über mich oder über sich?

„Hören Sie, Eddy“, leite ich meinen Rückzug ein, „ich weiß nicht, warum Sie ständig lachen, möchte mir aber hier Ihre kindliche Eigenart nicht zumuten. Darum wünsche ich Ihnen alles Gute und tschüss!“

Damit wende ich mich der Tür zu, werde aber von Eddy aufgehalten: „Warum ich lache, wollen Sie wissen, Rita?“

Und sein bandagierter Bauch hebt und senkt sich stumm, im oszillierenden Rhythmus eines krampfartigen Lachanfalls.

„Ja, Eddy! In der Tat wäre es angebracht, einmal zu erfahren, wem Ihre chronischen Heiterkeitsausbrüche gelten!“

Ich bin an der Tür stehengeblieben; so viel Zeit, diese wichtige Mitteilung in Empfang zu nehmen, habe ich noch.

„Nun“, gluckst Eddy gönnerhaft, „es bereitet mir eben Freude ... zu sehen, wie gut der Laden läuft, auch wenn ich ... nicht persönlich anwesend bin. Grüßen Sie mir ... Mr. Hodge!“

Ist es ein Erdbeben, das dieses Gebäude erzittern lässt? Nein, ein heftiger Lachanfall erschüttert das ganze Bett, und plötzlich fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Dieser Typ lacht über mich, über uns, die wir seine Arbeit verrichten, die wir uns die Schuhe ablaufen, um Aufträge an Land zu ziehen. Er lacht darüber, dass er am Ende die Verträge unterschreibt, kassiert und uns mit ein paar Brosamen abspeist. Und weil er in einem wunderschönen Penthouse wohnt. Das Haus am Lincoln-Park taucht in meinem Geist wieder auf.

Es gefällt mir nicht, dass er über mich lacht. Oh, nein, es gefällt mir ganz und gar nicht! Schon stehe ich wieder an seinem Bett, das noch immer leicht vibriert, und betrachte ihn ernst.

„Sie lachen gerne, Eddy, nicht wahr?“

Eddy ist überhaupt nicht in der Lage zu antworten, so sehr schüttelt es ihn in seinem Korsett hin und her. Nur sein roter Kopf nickt bestätigend auf und ab, ferngesteuert von diesem dicken wippenden Bauch. Mr. Hodge hin oder her: Irgendetwas in mir veranlasst mich, mir einen Stuhl zu greifen und mich neben das Bett zu setzen. Allmählich beruhigt er sich, Tränen laufen an seinen schlaffen Wangen entlang, Eddy amüsiert sich köstlich.

„Hören Sie, Eddy“, beginne ich einen zaghaften Versuch, ihn an unser Einstellungsgespräch zu erinnern, „ich finde es unerhört, dass Sie fast die gesamte Provision einstecken, ohne einen Finger zu rühren.“

„Ja, meine liebe ... Rita, so ist das ... Leben.“

Wieder erbebt das Bett derart, dass zu befürchten steht, es bricht jeden Moment unter ihm zusammen. In rascher Folge schießen die grellen Herzfrequenzlinien über den Monitor, von links nach rechts, ohne Unterlass.

„Ich könnte mich totlachen! Sie sollten einmal Ihr Gesicht sehen, Rita.“

Mein Gesicht kenne ich. In seiner Gegenwart sieht es immer so aus.

„Diese Provision steht mir zu! Dieser Auftrag von Mr. Hodge ist ein Vermögen wert, Eddy.

Und ich werde ihn für die Firma besorgen, nicht Sie. Nicht Sie!“

Ich bin ein wenig laut geworden gegen Ende.

„Ich weiß, Rita, ich weiß ...“

Mehr bringt er nicht hervor zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen, die wie ausgediente Muscheln im Takt aufeinander klappern, während die stählernen Scharniere des Bettes die Begleitmusik dazu liefern. Eddy ist jetzt nicht mehr zu bändigen. Soll er eben lachen, wenn ihm so viel daran liegt. Ich werde jetzt gehen.

Zum wiederholten Male wandert mein Blick hinauf zu dem Monitor, der in immer schneller werdenden Kaskaden diese flinken Zickzacklinien erkennen lässt. Da öffnet sich die Tür, und herein kommt eine ziemlich besorgt dreinblickende Schwester.

„Ist alles in Ordnung, Mr. Bright?“

Wie auf ein geheimes Kommando fährt Eddy sein Lachen herunter und beruhigt die Frau mit der weißen Haube:

„Könnte nicht besser sein, Schwester.“

Bald sind wir wieder alleine, und ein wenig erschöpft liegt Eddy auf seinem Lager. Nun muss ich aber wirklich gehen. Ich erhebe mich, in Händen halte ich noch immer diesen albernen Blumenstrauß. Beim Aufstehen berühre ich versehentlich mit den Blüten Eddies linken Fuß, der reagiert unerwartet heftig. Er zuckt zusammen und beginnt aufs neue mit jenem stummen Lachen.

Die Blumen will ich nicht wieder mitnehmen, frage ihn nach einer Vase, er deutet mit dem Kopf auf einen Wandschrank. Erneut berühre ich seinen Fuß mit einem Blütenblatt, und schon zuckt und erbebt der ganze Kerl. Wie kann man nur so kitschig sein? Ich greife mir eine Vase,

fülle sie am Waschbecken mit Wasser, platziere sie auf dem sterilen Tischchen und stelle das derangierte Gestrüpp hinein. Drüben lacht Eddy noch immer hemmungslos, was mich auf eine etwas ausgefallene Idee bringt. Ich greife mir eine der Blumen mit wunderbaren roten Blüten und begeben mich zurück zum Bett. Dort angelangt, setze ich mich wieder auf den Stuhl, und in der Hand die Blume, beginne ich damit, Eddy an den Füßen zu kitzeln. Das Resultat ist umwerfend.

Eddy wirft es in seinem Korsett hin und her. Unfähig, sich dagegen zu wehren, muss er diese bittersüße Tortur ertragen. Alle Versuche, seine Füße jener teuflischen Blüte zu entziehen, scheitern kläglich. Eddy lacht und lacht. Es entsteht fast der Eindruck, als vollführe er einen indianischen Kriegstanz; allerdings im Liegen. Sein Gesicht ist feuerrot angelaufen, fingerdick quellen die Schläfenadern hervor, er schwitzt, verschluckt sich, erstickt fast an seinem eigenen Gelächter. Aber heute hat er wenigstens einmal einen triftigen Grund.

Wie Furien beginnen die leuchtenden Lichtblitze auf dem Monitor zu rasen, in immer schnelleren Folgen hetzen die Linien über den Bildschirm. Unterdessen ist die Blume nicht untätig. Sanft, beinahe liebevoll, aber dennoch unbarmherzig streichelt sie die Fußsohlen des Patienten, minutenlang, auf und ab, kreuz und quer, in immer neuen Variationen. Inzwischen gerät Eddy in Atemnot. Er hustet, kann aber nicht aufhören zu lachen.

Plötzlich liegt er still. Die Ruhe im Zimmer ist beklemmend. Was macht er jetzt? Will er mich erschrecken?

„Eddy?“

Leise kullert sein Name über meine Zunge, keine Antwort. Ich warte einige Minuten, nichts geschieht. Aus meinen ursprünglich veranschlagten zwei Minuten Besuchszeit sind mittlerweile beinahe fünfzehn geworden. Da fällt mein Blick auf den Monitor und der zeigt eine dünne durchgezogene Linie ...

Langsam erhebe ich mich – ich habe plötzlich keine Eile mehr – gehe zur Tür, öffne sie und rufe verhalten nach einer Schwester. Wieder verstreicht eine geraume Zeit, bis sich jemand blicken lässt.

„Er sagt nichts!“

Mehr braucht es nicht, schon drückt die Schwester einen Knopf an der Wand, und eine wohlkoordinierte Hektik beginnt. Mehrere Ärzte und Schwestern treten auf den Plan, man fährt Geräte herein, legt Elektroden an. Eddies fetter Körper bäumt sich auf, sinkt wieder in das Laken zurück.

Er lacht noch immer, denke ich bei mir.

Wieder leiten die Elektroden Strom in seinen Brustkorb, erneut reckt sich Eddy in die Höhe. Immer wieder. Aber nach mehreren vergeblichen Stromstößen stellen die Ärzte ihre Wiederbelebungsversuche ein, es wird ruhig im Zimmer.

„Was ist mit ihm?“, frage ich einen der Mediziner.

„Sind Sie verwandt?“, kommt die Gegenfrage.

Ich bin nicht verwandt, nur eine Kollegin.

„Sein Herz. Es war sein Herz.“

Sonst sagt der Mann nichts. Sie fahren die Geräte wieder aus dem Raum, und in dem emsigen Treiben werde auch ich zuerst auf den Flur, anschließend zum Fahrstuhl hin und schließlich aus der Klinik hinaus gespült, die zarte, unschuldige Blume noch immer in Händen haltend.

Tief in Gedanken steige ich in eines jener Taxen ein, die vor dem Hospital parken. Ich werde den Fahrer bitten, mich sofort zum Plaza-Hilton zu bringen, wo dieser ungemein wichtige Mr. Hodge mich erwartet.

„Zum Lincoln-Park, bitte.“

Was habe ich gesagt? Der Wagen fährt los. Wieso Lincoln-Park?

Nach nicht allzu langer Zeit – und ohne Stau – erreichen wir den Park. Wie komme ich darauf, den Fahrer zum Lincoln-Park zu schicken? Ich muss doch ins Plaza. Schon taucht das hübsche Häuschen auf, ich kann das Verkaufsschild bereits erkennen.

„Bitte halten Sie kurz bei jenem Anwesen dort.“

Der Fahrer kommt meiner Bitte nach, wie im Traum entsteige ich dem Taxi, schwebe zum Schild, notiere mir die Telefonnummer und sitze wenig später wieder im Wagen. Der Mann setzt seine Fahrt mit einer kampflustigen Rita auf der Rückbank fort. So, Mr. Hodge, jetzt sind Sie an der Reihe!

Als wir das Plaza-Hilton erreichen, halte ich noch immer die teuflische Blume mit den blutroten Blüten in der Hand – und lächle. Ich werde sie Mr. Hodge schenken.

*Francesco Lupo*

*Weitere Werke des Autors können Sie kostenlos online hier lesen:*

<https://www.romane-lesen.de> („Francesco Lupo“ ins Suchfeld eingeben)

## ***Die erste Zeit in Port Vila***

(Fortsetzung von „Ankunft in Port Vila“, veröffentlicht in der Juli-Ausgabe 2025)

Im Unterschied zu den zumeist freundlich hellen Gebäuden der Innenstadt wirkte unsere Unterkunft im Haus der älteren Chinesin wie ein Absturz im Vergleich zu unserem Zuhause davor. Diese Pension der Regierung war eben nicht für längere Aufenthalte einer Familie gedacht, sondern für Einheimische zu Besuch bei der Regierung oder für deren Aufenthalt bei Seminaren.

Meine Frau musste ihre Tochter beschwichtigen, die hier in diesem kahlen Zimmer nicht bleiben wollte. Doch nach der langen Anreise per Flugzeug waren wir froh, uns nicht noch um eine Unterkunft kümmern zu müssen. Nun ja, für die erste Zeit sollte es reichen. Wir waren ja Gäste der Regierung. Wir mussten uns jedoch umstellen von unserem Haus in Banz in Papua Neuguinea, einem älteren, großräumigen, erdbebensicheren Holzhaus im Queensländer Stil Australiens.

Trotz Müdigkeit spürten wir Hunger und Durst. Abel hatte uns Ma Bakers Restaurant empfohlen, meist von Rucksacktouristen aus Australien und Neuseeland besucht, die sich die Restaurants in Port Vila nicht leisten konnten. Ma Bakers lag am Rande der Innenstadt.

Auf dem Hinweg gingen wir zur Westpac Bank, um unsere Traveller Cheques in Vatu zu tauschen und bei dieser Gelegenheit ein Konto einzurichten. Der junge Australier am Schalter begrüßte uns und da wir ja für die Regierung arbeiteten, ging der Papierkram schnell. Ich würde die nächsten zwei Jahre im „Department of Agriculture“ für die Ausbildung junger Landwirte von den Inseln zuständig sein.

Wir folgten der Hauptstraße, vorbei am Markt, wo einige Ni-Vanuatuan auf Tüchern im Sand Obst und Gemüse zum Verkauf ausgebreitet hatten. Das Angebot an Obst und Gemüse war gering, anders als wir es vom Markt in Mount Hagen in Papua Neuguinea gewohnt waren. Weder Papaya noch Bananen gab es hier, da der letzte Zyklon alles zerstört hatte, was höher als fünfzig Zentimeter über dem Boden wuchs.

Im Hintergrund hingen farbenfrohe Sarongs, und als meine Frau darauf deutete und sagte: „Sieh’ mal, die schönen ‚Lap laps‘“, brach ein Gelächter der Einheimischen aus. Wir wunderten uns darüber. Erst später erfuhren wir, dass Lap lap in Vanuatu große mit Fleisch gefüllte Teigtaschen waren und keine Sarongs wie in Papua Neuguinea.

Als wir Ma Bakers Restaurant betraten, überraschte uns die gemütliche Einrichtung. Von Mount Hagen im westlichen Hochland von Papua Neuguineas waren wir das nicht gewohnt. Die Tische bedeckten saubere rotkarierte Stofftischdecken. Außer uns aß hier nur ein junges Paar, sicher Rucksacktouristen. Die Speisekarte war nicht sehr lang, die Preise niedrig. Die Tochter meiner Frau bestellte Spaghetti mit Tomatensauce. Meine Frau und ich wählten Pommes mit Frikadellen. Das Lokal funktionierte als „Ein-Frau-Betrieb“ ohne Kellnerin oder Kellner. Ma Baker war eine kleine rundliche Frau mit schwarzem Kraushaar und freundlichem Gesicht. Gekleidet war sie in das für Vanuatu typische bunte Kleid mit Puffärmeln, das frühere Missionare eingeführt hatten, da sie baren Busen und Grasrock als „unzüchtig“ betrachteten. Trotzdem blieben die Grasröcke noch immer auf einigen Inseln die einzigen Kleidungsstücke. Mit den Missionaren waren auch Abenteurer nach Vanuatu gekommen, die meist Farmen und Plantagen oder Geschäfte betrieben, jetzt aber abgelöst meist von Unternehmern mehrheitlich aus Australien und Neuseeland. Hinzu kamen als „Expatriats“ Europäer, die für die Regierung arbeiteten. Bei Ma Bakers hätten wir auch in US-Dollars, Australischen oder Neuseeland-Dollars zahlen können. Einfacher war es jedoch in der Landeswährung Vatu.

Nach dem Essen bei Ma Baker’s kehrten wir zu der Pension der alten Chinesin zurück. Viele der Geschäfte der Innenstadt gehörten Chinesen. Wir kamen am „Pilioko-Haus“ vorbei, mit einem Fischrelief von Pilioko, einem Künstler von einer entfernten, französischsprachigen Insel<sup>1</sup>. Zusammen mit Michoutouchkine, einem auch in Europa bekannten Maler, betrieb er ein Atelier außerhalb Port Vilas. Von Michoutouchkine, einem gebürtigen Russen, der in Paris aufwuchs, erhielt ich 1992 den ersten Preis bei einer Kunstausstellung, gesponsert von der französischen Botschaft.

Die Mittagshitze wurde von einer kühlen Brise des Pazifiks gemildert. In einiger Entfernung lag weiß im blauen Meer ein Kreuzfahrtschiff, das wohl gerade erst angekommen war, denn das leere Zentrum Port Vilas wartete noch auf den Ansturm der Passagiere.

Wir trafen in Port Vila Norman und Mary wieder, ein australisches Ehepaar, das nun den kleinen Kiosk im Stadtzentrum führte. Wir waren schon in Banz mit ihnen befreundet, dem Dorf in der Nähe unseres Colleges, wo sie die kleine Poststation betrieben. Mary und Norman waren damals beide Mitglieder des „Banz Clubs“ außerhalb des Dorfes Banz. Dort gab es frisch gezapftes Bier und einen Swimmingpool, in dem die Kinder meiner Frau plantschten. Auch als Nichtmitglieder des Clubs hieß man uns hier gerne willkommen. An einer Wand hing eine Fotografie von Queen Elizabeth aus jüngeren Jahren. Meist nahmen wir unser Bier mit nach draußen zum Swimmingpool, um die Kinder beim Schwimmen zu beaufsichtigen. Clubmitglieder waren Europäer, die in der Nähe arbeiteten, aber auch einige Einheimische.

Ein verrückter Deutscher aus Lübeck leitete in Banz einen Laden der evangelischen Kirche. Für den Banz-Club organisierte er ein „Oktoberfest“, ließ Löwenbräu aus Australien kommen, und einige Einheimische trugen Lederhosen oder Dirndl. Wir besuchten es nicht. Später musste er mit seiner Familie das Land verlassen, da er Gelder unterschlagen hatte.

Wir staunten, als wir beide Freunde in Port Vila wiederfanden, da wir sie seit Jahren nicht gesehen hatten und nicht wussten, wo sie nach ihrer Zeit in Papua Neuguinea gelandet waren. Geld hätten wir auch in ihrem Kiosk „Goodies“ wechseln können. Mary und Norman warteten mit Souvenirs auf die Touristen des Kreuzfahrtschiffs.

---

<sup>1</sup> Ein Foto dieses Reliefs und ein Foto des Marktes sehen Sie auf dem Titelblatt dieser Ausgabe.

Von Mary und Norman erhielten wir nützliche Tipps, unter anderem den, dass eine Madame Prichard ein massives, schönes Haus zu vermieten hatte. Sie führte das Sanitärgeschäft. Norman erklärte uns den Weg dorthin. Einer der Kleinbusse würde in der Nähe halten. Er trug Shorts, aber keine Strümpfe. Da er nichts zum Aufschreiben hatte, malte er den Weg mit dem Kugelschreiber auf seinem Bein auf.

Das Haus lag an einer nicht asphaltierten Straße, oberhalb des Sanitärgeschäfts. Madame Prichard war eine elegant gekleidete blonde Französin aus dem Elsaß. Nachdem wir uns mit Madame Prichard auf die Miete geeinigt hatten, begleitete uns ihr Sohn Frédéric mit dem Schlüssel zum Haus, das schon längere Zeit leer stand. Das Haus mit umgebendem Garten wurde durch einen Drahtzaun umzäunt, mit einem Tor zur Straße. Vor dem Eingang stand ein Carport mit Wellblechdach. Beim Haus wuchsen ein Papaya-Stamm und ein Bäumchen mit Kirschguaven. Die Bougainvillea in voller roter Blüte rankte an einer Hauswand hoch und hob sich farbenfroh von der weißen Wand ab.

Frédéric schloss die Haustür für uns auf und führte uns durch die Räume. Obwohl das Haus von außen nicht groß erschien, staunten wir über die Geräumigkeit im Inneren. Vom großen Wohn-Esszimmer führte eine Tür zur überdachten, mit dunkelroten Fliesen ausgelegten Terrasse.

Das Haus war schön eingerichtet, voll möbliert mit Bad mit emaillierter Badewanne, separater Toilette und gut ausgestatteter Küche. Obwohl das Haus schon längere Zeit leer stand, war es blitzsauber und wurde wohl regelmäßig gereinigt. Das ideale neue Zuhause für uns.

Madame Prichard freute sich zu hören, dass uns das Haus gefiel. Noch mehr freute es sie, dass ich bei der hiesigen Regierung einen Arbeitsvertrag für zwei Jahre hatte. Ich teilte dem Landwirtschaftsdepartment mit, dass wir ein Haus für die kommenden zwei Jahre gefunden hätten, mit Telefonanschluss. Meinen zukünftigen Arbeitsplatz konnte ich von dort sogar zu Fuß erreichen.

In direkter Nachbarschaft lebte eine Ni-Vanuatu-Familie, mit der wir uns anfreundeten und die mir viel über Vanuatu erzählten.

Madame Prichards Sohn Frédéric ging auf das französische Gymnasium. Für die Tochter meiner Frau fanden wir eine junge Französin, die ihr Französischunterricht gab. In kurzer Zeit hatte sie Französisch gelernt, so dass das Mädchen auch das französische Gymnasium besuchen konnte.

Während wir in dieser sicheren Unterkunft wohnten, erlebten wir den ersten Wirbelsturm. Er folgte der Straße, die am Haus vorbeiführte und legte die Papayas, die Kirschguaven und den Baum an der Einfahrt um, der den Drahtzaun beschädigte. Nur die Bougainvillea am Haus und einige Blumen blieben übrig.

*Gert W. Knop*

### Noche Estrellada

Tranquilo estoy  
esperando la noche,  
que me da esperanza.  
El día pasó sin  
recuerdos heridos.  
La noche está clara  
y iluminada por  
una luna brillante  
en el nido  
de estrellas en la  
lejanía.  
Estoy esperando  
la noche  
con sueños  
de imágenes  
colorados,  
que me dan  
tranquilidad

(Zittau, 12. September 2025)

### Starry Night

I am awaiting  
the night  
which gives me  
hope.  
The day passed  
without  
wounded memories.  
The night is clear  
and illuminated  
by a brilliant moon  
in the nest of  
far away stars.  
I am awaiting  
the night  
with dreams  
of colourful pictures  
to give me  
tranquility

### Sternvolle Nacht

Ruhig erwarte  
ich die Nacht,  
die mir  
Hoffnung bringt.  
Der Tag verging  
ohne schmerzende  
Erinnerungen.  
Die Nacht  
ist klar,  
beleuchtet durch  
einen strahlenden  
Mond  
in einem Nest  
weit entfernter  
Sterne.  
Ich erwarte  
die Nacht  
mit farbenreichen  
Träumen,  
um mir Ruhe  
zu bringen

*Gert W. Knop*

### Haiku

Vor dunklem Wasser  
Erstrahlt im Morgenlicht  
Die Lotusblüte

*Gert W. Knop*

Against dark water  
Shines forth at morning light  
The Lotus blossom

Die folgenden beiden Gedichte sind ein Gemeinschaftsprojekt von Jack Horn und Gert W. Knop zum Thema „Frühling“:

## Spring

Daffodils emerge  
With Ivy surrounding them  
Put the clock forwards

Narzissen kommen hervor  
Umringt von Efeu  
Stelle die Uhr vor

*Jack Horn  
(ins Deutsche übersetzt von Gert W. Knop)*

## Frühling

Aufsteigt der Nebel schon  
im alten Tannengrün  
Schon bald,  
sehr bald  
die ersten Frühlingsboten  
blüh'n.  
Der späte Schnee  
verliert sich auf den  
Wiesen.  
Schon bald,  
sehr bald  
werden dann dort  
die ersten Veilchen  
sprießen

(Zittau, 4. Januar 2026)

## Spring

The fog yet rising  
from old fir trees' green.  
Soon,  
very soon,  
first messengers of spring  
will flower,  
Late snow soon disappears  
on meadows.  
Soon,  
very soon  
first violets  
will sprout

(Zittau, 4th January, 2026)

*Gert W. Knop*

### *Jack Horn*

*is a freelance writer and poet of Plymouth (Devon, England). He is a good friend of Gert Knop and was also member of „The Plymouth Writing Group“. He writes novels, short stories and poetry.*

*Jack Horn ist freier Schriftsteller und Lyriker aus Plymouth (Devon, England), ein guter Freund von Gert Knop und war Mitglied der „Plymouth Writing Group“. Er schreibt Romane, Kurzgeschichten und Gedichte.*

### *Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach*

*Jahrgang 1943. Graphikstudium an der Freien Akademie und Werkkunstschule Mannheim. Lehrer für Lithographie, Holz- und Linolschnitt an der „Universidad del Norte“, Antofagasta, Chile. Studium der tropischen Agrarwirtschaft in Deutschland und Schottland (University of Edinburgh). Michotouchkine-Preis für Graphik 1992 und PITCO-Preis für Graphik 1993 in Port Vila, Vanuatu. Graphiken im neorealistischen Stil. Längere Arbeitsaufenthalte in Israel, Sri Lanka, Papua Neuguinea, Vanuatu und Chile. Schreibt Lyrik, Kurzgeschichten, Essays und Dramen auf Deutsch, Englisch und Spanisch.*

## Der unmenschliche Mensch

Kann denn der Löwe  
unlöwisch sein?

*Gerald Marten,*

*geboren 1955, lebt im Kreis Ostholstein/Ostsee. Veröffentlichte bislang einen satirischen Roman (2002) und den Erzählband „Strand der Künstler“ (2025), sowie Kurzgeschichten, Kurzprosa, Gedichte und Aphorismen, thematisch in breiter Streuung.*

*Veröffentlicht wurden diese (u.a.) bereits ab 2024 im Online-Format „Kurzgedicht des Monats“, H.-P. Kraus.*

<https://www.haikuhaiku.de/thema-49.php>

<https://www.haikuhaiku.de/monatskurzgedicht.php>

## Die Piratin in der Taverne II

Die sehnlische Taverne war voll von linden Mäusen.  
Sie liefen doch drinnen wie die Zaubergeister herum.  
Man spürte den Geruch von der toten, sanften Ratte,  
die eine falbe Katze zu fangen schien, heute früh.

Das Spinnennetz schmückte doch die zierliche Taverne.  
Eine Spinne schlief unendlich, wie ein Uhu, ruhig.  
Ein Papagei sehnte sich nach mancher Heimat-Ferne.  
In seinen Augen gab es den Traum von Mond und Käfig.

Mary bestellte beim Wirt Zigarren und den Branntwein.  
Sie trank ihn wie bei einem Traum elysischer Fergen<sup>2</sup>.  
Dies war einer holdseligen Erzählung frohe Zeit.  
Man besann sich auf numinose, himmlische Perlen.

Der Duft vom Apfelkuchen war überall zu spüren.  
Das Dunkel umarmte den ganzen besinnlichen Saal.  
Die Piratin-Mary konnte zartes Zwielight fühlen.  
Der Geschmack vom Alkohol war wie aus dem Artus-Gral.

Mary dachte an alten Piraten im Pazifik.  
Er so wie ein Himmelsträumer war ein ewiger Freund.  
Er schwärmte zärtlich mit den Gefühlen von Sehnsuchtslied.  
Er versteckte mitsamt Mary einen uralten Hort.

Dem Ausschankwirt enthüllte sie ihr gutes Geheimnis,  
das die Möwen zum Morgenstern getragen haben:  
Das Gold liegt am Ende der Welt, die Fischer-Hoffnung hieß.

---

<sup>2</sup> Ferge = Fährmann

Für eben diesen Schatz konnte ein jeder so schwärmen.

Als bald kam der Sturm über Insel-Städtchen wie Hafen,  
sodass die Taverne beim Regen zu verschließen galt.  
Mary suchte die Freunde unter freundlichen Möwen.  
Es ist schön, dass es den Traum sanft beflügelter Zeit gab.

Sag uns, Mary, wo dein Ringlein immer funkelt und glänzt,  
in zart besaiteter Ewigkeit oder auf Erden!  
Und wo deine Perlenkette mit dem Glanz hinabhängt.  
Sei noch unendlich omnipotent um deinetwillen!

*Paweł Markiewicz*

*1983 geboren, in Polen aufgewachsen; Pawels Gedichte (wurden) in Berlin verteilt, beim Radio Tide Hamburg laut gelesen, mehrere Veröffentlichungen bei: Veilchen, Pappelblatt, Reibeisen, Syltse, Experimenta, der Frankfurter Bibliothek (mehrmals ausgewählt). Pawel bedient sich der deutschen Sprache. Ferner kann er Englisch und seine ca. 100 Gedichte wurden bei mehreren Print- wie Online-Magazinen veröffentlicht. Pawel interessiert sich für gehobene deutsche Lexik (poetisch, historisch, juristisch, dialektisch), Geschichte, Erdkunde, Jura, deutsches Recht, Philosophie, Sprachwissenschaft, Creative Writing, Theologie, Soziologie, Pädagogik und das Marketing. Obendrein hat Pawel den 2. Platz beim Literaturwettbewerb „Ybbser Schreibfeder“ in der Kategorie Lyrik erreicht.*

### **Ein Windzug im Palast**

Der in Schlaf gehüllte Schnee schimmerte im Mondlicht wie unstetes Kristall. In dieser Nacht lag unser Haus jenseits der irdischen Welt. Wind zerdehnte die Zeit.  
Mein Vater war in seinem sechsundachtzigsten Lebensjahr zum Ballonreisenden geworden. Aus seinen indigofarbenen Weiten sah er uns zu, wie wir von Dunkelheit zu Dunkelheit trieben. Er spannte ein Lichternetz über unser Haus. So sahen wir, was vorher unsichtbar gewesen war.

*Daniel Mylow*

*1964 geb. in Stuttgart, Aufenthalte in Düsseldorf, Hannover, Berlin, Krefeld. Studium in Bonn und Marburg. Ausbildung in Kassel. Oberstufenlehrer in Hof und Wernstein, Marburg, Mainz, seit 2018 in Überlingen/Bodensee. Poesiepädagoge und Dozent für Literatur.*

*Letzte Publikation: Rotes Moor (Poetischer Thriller), Cocon Verlag Hanau 2017. Greisenkind (Roman) net Verlag Chemnitz 2020. Wenn du mir folgst... (Poetischer Thriller), EinBuch Literaturverlag Leipzig 2022. 2025 erscheint Das Weiß zerrissenen Papiers in der Edition Hibana.*

*Zahlreiche Publikationen von Lyrik und Kurzprosa in Anthologien und Literaturzeitschriften. Diverse Auszeichnungen, zuletzt 2022 Lore Perls Literaturpreis und Bonner Literaturpreis. 2023 Bad Godesberger Literaturpreis, Kempener Literaturpreis 2017, Preis der Sparkassenstiftung Groß Gerau 2017, Merck-Stipendiat der Stadt Darmstadt 2018*

## **Kein Paradox**

Eine gut erzählte  
Geschichte über  
Einsamkeit

macht weniger  
einsam

## **Temps Perdu**

Leeres Auto  
am Straßenrand,  
abends,  
nachts,  
jede Nacht,  
die Tür öffnet sich  
das Licht geht an,  
niemand steigt aus  
niemand steigt ein  
eine Stimme sagt:

Die wahre Reise  
besteht nicht darin,  
neue Landschaften  
zu entdecken,  
sondern darin,  
neue Augen  
zu bekommen

*Johannes Witek*

*geboren 1981 in Linz, lebt in Salzburg. Veröffentlichungen in Zeitschriften + paar Bücher. Letzte Einzelveröffentlichung: Salzburg Flood. Gedichte. container press, 2019. YouTube: Rostige Gießkanne des Todes.*

## **Auf der A4 bei Köln**

Das Glück, Bach zu hören im  
Auto-Stau  
Nichts kann, nichts muss,  
nur Bachs ewige, unendlich weite  
Musik

*(7/2025)*

*Martin Rüter*

*Geboren 1953 in Lippstadt, aufgewachsen in Ennepetal/NRW/D, zwei Semester Germanistik, Zivildienst mit der „Aktion Sühnezeichen-Friedensdienste“ in den USA, Psychologiestudium in Zürich und bis 2022 ca. 40 Jahre Klinischer Psychologe und Psychotherapeut. Hobby-Kontrabassist. Verheiratet, vier erwachsene Töchter. Ich wohne in Schwyz.*

*Nach der Pensionierung eigene Versuche in Lyrik. Verschiedene Quellen: u.a. Anknüpfung an das frühe Germanistikstudium sowie das Interesse für die Entstehung von Sprache aus biologischem Empfinden, wie es auch in der Psychotherapie (C. Rogers, Eugene Gendlin) konzeptualisiert worden ist.*

## **Eisblume**

kalt-blütig  
gefriert das Blut

in deinen  
Adern –

Atemhauch,  
blauschimmernd

Ungeahnt  
zeigst du mir

die Schönheit  
der Kälte

*Andreas Köllner*

*geb. 1992 in Leipzig; Studium der Philosophie sowie Dt. Sprache und Literatur;  
Veröffentlichungen in Anthologien, Kalendern und Zeitschriften; Lyrix-Preis (2010), Zeilen.  
Lauf-Preis (2021), Kammweg-Preis (2025) – zuletzt erschienen: „Wortufer“ (Berlin 2024)*

## **Leidenschaft**

Für dich würde ich  
auf schwankender Leiter  
in den Himmel steigen  
und dir Sterne pflücken,  
und ich weiß nicht einmal,  
warum.

Für dich will ich reiten  
in ferne, flammende Länder,  
wo ich für dich kämpfe  
und dich beschütze,  
und ich weiß nicht einmal,  
warum.

Für dich würde ich  
die Liebe verkleiden,  
damit sie dich nicht  
einengt oder kränkt,  
und ich weiß nicht einmal,  
warum.

### *Edda Gutsche*

*ist freischaffende Autorin und Publizistin und widmet sich der sogenannten kleinen Form. Ihre Gedichte, Kurzgeschichten und Märchen wurden sowohl als Einzeltitel als auch in diversen Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlicht. Einige ihrer Texte wurden ins Russische, Litauische und Italienische übersetzt. 2018 erschien ihr zweiter Lyrikband „Die Heide hat lila Augen“. Sie hat mehrere Preise gewonnen, darunter den Opus Magnus Discovery Award in den USA für ein englischsprachiges Romanmanuskript. Edda Gutsche ist journalistisch tätig und hat insbesondere zu kulturhistorischen Themen diverse Artikel, Buchbeiträge und Bücher auf Deutsch und Polnisch verfasst.*

## **Verschränkte Liebesteilchen**

Die Quantenphysik beweist Verschränkung:  
Gepaarte Teilchen bleiben verbunden.  
Veränderung des einen wirkt auf das andere –  
sofort, jenseits von Raum und Entfernung.

Die Quantenphysik überträgt  
Zustände per Teleportation.  
Können zwei Menschen genauso  
unsichtbar verschränkt sein?

Mein Physiklehrer lehrte, der menschliche Körper  
bestehe aus Milliarden geladener Teilchen.  
Und geladene Teilchen wechselwirken immer.  
Dann wirken diese stillen Kräfte auch zwischen uns –  
leise und doch stark genug, um das Innerste zu berühren.

Wer liebt, kennt dieses Wissen ohne Formeln.  
Das innere Vibrieren, das keiner Erklärung bedarf.

Der Film *Only Lovers Left Alive* beschreibt die Liebe  
als „Quantum Entanglement“, menschliche Verschränkung:  
zwei Seelen, die untrennbar verbunden bleiben,  
selbst mit Kontinenten zwischen ihnen.

Leidet der eine, spürt es der andere.  
Gerät einer aus dem Gleichgewicht,  
erzittert das Herzen des Partners.  
Selbst wenn sich Wege trennen,  
bleibt die Resonanz bestehen,  
wie ein Nachklang im Raum.

Und manchmal frage ich mich,  
ob auch andere diese Quantenkräfte spüren –  
oder ob sie durch sie hindurchgehen,  
ohne davon zu ahnen.

*Bita Fatemi*

# ***Kochrezept: „Rösti mit Spargel und Lachsforellenfilet“ von Gert W. Knop***

## **Zutaten für zwei Personen**

1 kg Spargel  
500 g rohe frische festkochende Kartoffeln  
400 g geräuchertes Lachsforellenfilet  
1 Bund Petersilie oder Koriander  
2 EL Mehl  
3 EL Butter  
3 EL natives Olivenöl oder Rapsöl  
2 TL geriebener Muskat  
etwas Zucker  
1 Lorbeerblatt  
Saft einer Zitrone  
Meersalz  
Frisch gemahlener schwarzer Pfeffer  
etwas Meerrettich



## **Zubereitung**

1. Kartoffeln schälen und beiseite stellen.
2. Vom frischen Spargel das untere, holzige Ende abbrechen. Die Stängel brechen an den Stellen ab, die nicht mehr holzig sind. Vom Kopf her schälen. Mit einem feuchten Tuch bedecken und beiseite stellen.
3. Kartoffeln grob reiben und mit Mehl, Muskat, Meersalz und frisch gemahlenem schwarzen Pfeffer gut vermischen. Anschließend zwei Rösti formen und beiseite stellen.
4. Spargel in einen hohen Topf mit kaltem Wasser geben. Lorbeerblatt, ein Teelöffel geriebener Muskat, Meersalz, ein Esslöffel Butter hinzu geben und im offenen Topf ca. zwölf Minuten kochen lassen. Dann Spargel abseien, die Stängel halbieren und warm stellen.
5. Die zwei Rösti in einer großen beschichteten Pfanne mit Olivenöl oder Rapsöl sowie zwei Esslöffel Butter auf beiden Seiten goldbraun braten, dann warmstellen.
6. Petersilie oder Koriander waschen, trockenschütteln und grob hacken, dann beiseite stellen.
7. Die warmen Rösti mit etwas Meerrettich bestreichen, mit den Lachsforellen belegen, mit Petersilie oder Koriander bestreuen, dazu den Spargel geben und diesen mit Zitronensaft beträufeln. Alles warm servieren.

Anmerkung des Autors: Vom Ausland her bevorzugte ich immer grünen Spargel, der nicht geschält werden muss und auch gesünder ist.

Entweder als ersten Gang eines Menüs servieren oder als Hauptgang mit frischem Baguette.

# ***Rezension „Zwischen Wahn und Alltag“ von Barbara Blume***

Dieses Büchlein über das Leben mit einer Psychose ist autobiographisch und poetisch zugleich, so als sei das Leben ein Gedicht oder die Leinwand für weichgezeichnete Träume. Aber vielleicht ist es genau das, wenn man eine Psychose hat oder wenn man seine Medikamente eingenommen hat.

Barbara Blume nimmt uns mit in ihr Leben und ihren Alltag mit Schizophrenie. Es ist eine bunte Welt, in der aber vieles verschwimmt, Sekunden sich dehnen und Tage unbemerkt verstreichen. Wo Gedanken rasen und die Sinne überfordert werden, indem jedes Ding mit symbolischer Bedeutung überladen wird. Wo man sich selbst im Spiegel nicht wiedererkennt, aber gleichzeitig glaubt, eine große Mission vor sich zu haben. Aber man kann lernen, mit der Krankheit zu leben und sich zu schonen: „Früher hielt ich das für Schwäche, heute für Selbstschutz.“

In dieser Welt gibt das Schreiben von Worten Halt, eine Tasse Tee oder eine auf fünfzehn Minuten gestellte Sanduhr. „Schreiben ordnet das Chaos und gibt Form, wo sonst Nebel herrscht.“ Das Erzählen erschafft eine „Welt der Linearität“. „Schreiben ist keine Flucht, sondern Heimkehr in die eigene Mitte.“ Diese Effekte kennt wohl jeder Autor und jede Tagebuchschriftstellerin.

Zusätzlich zum Schreiben gibt auch die Alltagsroutine Halt, aber auch Medikamente. Sehr schön diese Beobachtung: „Ich erlebe, wie Kraft nicht mit Lautstärke kommt, sondern mit Stille.“ Überhaupt folgt hier eine treffende Formulierung auf die andere: „Ich ging wieder in die Schule, mit einer Mischung aus Scham, Hoffnung und Sedierung. Der Rucksack fühlte sich schwer an, nicht wegen der Bücher – sondern wegen fehlender Leichtigkeit.“

Alles in allem ein sehr poetisches Buch, das man langsam und mehrmals lesen möchte! Gerade die Krankheit, das Innehalten, das Nachdenken macht aus Barbara Blume eine tief sinnige Denkerin. Und damit verwandelt sie ihren Schmerz in eine ästhetische Bereicherung für sich und ihre Mitmenschen.

Zur Autorin: Unter Pseudonym hat Barbara Blume schon mehrere Bücher als Selfpublisherin in dem Verlag epubli veröffentlicht. Das hier vorgestellte Buch ist eine überarbeitete Version ihres Erfahrungsberichtes „Mein buntes Leben mit Psychosen“ bzw. der ersten Fassung „Bunt – Ein Leben trotz Psychose“ (2012 erstmals erschienen). Bei der Überarbeitung half die KI auf der Schreibplattform story.one von Thalia.

Barbara Blume: Zwischen Wahn und Alltag

Story.one publishing, 2025

Gebundenes Buch, 75 Seiten, 18 €

[www.story.one/de/book/zwischen-wahn-und-alltag](http://www.story.one/de/book/zwischen-wahn-und-alltag)

Autorensite: [www.autorenwelt.de/person/barbara-blume](http://www.autorenwelt.de/person/barbara-blume)

Instagram: @tasten\_klappern

*rezensiert von Andrea Herrmann*

# **Rezension: „Schattensprung“ von Norbert Sternmut**

Der Lyrikband „Schattensprung“ von Norbert Sternmut ist kein gefälliges Werk, das sich selbst erklärt. Es verlangt vielmehr ein tastendes Lesen, ein Verharren an Bruchstellen und Wortkreationen, ein Aushalten von offen bleibenden Fragen: Was will er mir sagen? Und genau darin liegt das durchgängige poetische Programm. Bilder wie „versickernde Oasen“, Wortstaub in der Wüste, „blutunterlaufene Schweigeminuten“, gepanzerte Worte oder das „Funkloch“ visualisieren diese Erfahrung von Kommunikationsabbruch und Bedeutungsverlust greifbar. Überall lauern Blindgänger im Gras.

Die meisten Texte scheinen Landschaftsbeschreibungen zu sein, dann aber wiederum auch nicht. Dinge werden vermenschlicht und darum scheinen auch Bäume und Steine nur ein Spiegel innerer Zustände zu sein. Sternmut entwirft unwegsame Landschaften, keine Idyllen. Brücken, Wasserspiegel, Horizonte, Grünstreifen, verhakte Kreuze und Gestrüpp erscheinen eher als fragile Übergangszonen denn als stabile Orte. Sie sind Schwellenräume, oft unwegsam, manchmal regelrecht vermint – nicht zufällig taucht das Bild des Blindgängers auf. Man bewegt sich lesend durch diese Gedichte wie durch ein Gelände, das jederzeit kippen kann. Leseprobe:

## **Gleichzeit**

*Die einen mit Freude am See,  
auf der Sonnenseite, vergnüglich,  
während die anderen versinken  
im Schlamm, die einen mit Liebe  
im Lustgarten, wie im Paradies,  
die anderen im Schützengraben  
in Todesangst mit blutenden  
Wunden, schwer mit Bleigewichten  
beschwert, im Bombenhagel  
ohne Rücksicht auf Verluste  
in den Müll geworfen, ausgesetzt  
an der brennenden Frontlinie,  
in Blut getaucht, die anderen  
mit einem Lächeln im Gesicht,  
im Land, am Strand, in geordneten  
Verhältnissen, der Leichtigkeit  
der Zeit auf der einen Seite.*

Die 85 Gedichte reihen sich als lose Impressionen nicht zu einer klaren Entwicklung, sondern bilden ein Kaleidoskop von Stimmungen und Botschaften. Dabei oszilliert der Band zwischen Schönheit und Hässlichkeit. Es gibt Momente von fast zarter Sinnlichkeit, die jedoch sofort wieder gebrochen werden. Der „Lichthunger“ treibt die Verse an, doch das Licht bleibt flüchtig, überlagert von einer Bilderflut, die weniger erhellt als vielmehr überfordert. Diese

Gleichzeit von ästhetischer Anziehung und Abstoßung erzeugt eine eigentümlich statische Spannung.

So bleibt Schattensprung ein ambivalentes Leseerlebnis. Es ist ein Buch, das eher Fragen stellt als Antworten gibt, das seine Leser in ein Funkloch der Gewissheiten führt. Wer bereit ist, sich auf diese Unwegsamkeit einzulassen, wird in den dichten, manchmal spröden Bildern eine eigentümliche, dunkle Schönheit entdecken – eine Schönheit, die gerade aus ihrer Nähe zur Hässlichkeit ihre Kraft bezieht.

Norbert Sternmut: Schattensprung

Geest-Verlag 2025, 14 Euro

Taschenbuch, 144 Seiten

ISBN 978-3-69064-531-7

## ***Rezension: „Kleiner Filmratgeber II“ von Gerd Egelhof***

Im zweiten Band seines Filmratgebers stellt Gerd Egelhof uns „111 Filmperlen“ vor: Titel, Jahr, Dauer, Inhalt, Besonderheiten, Darsteller und Regie. Das geht von A bis Z, konkret von „Am Rande der Nacht“ bis „Zwölf Uhr mittags“. Deutsche, amerikanische und französische Filme sind dabei, aber auch italienisch oder tschechisch. Auch verschiedene Genres werden abgedeckt: Western, Liebesfilme, Komödien, Dramen. Hinten findet man noch ein alphabetisches Register der Schauspieler/innen, der Regisseur/innen und der verfilmten Autor/innen.

Im Vorwort nennt Egelhof seinen ersten bewusst erlebten Western als Auslöser für seine Film-Begeisterung. Die Angaben im Buch bleiben aber trotzdem zumeist sachlich, ergänzt durch ein oder zwei Zeilen eigener oder zitierter Filmkritik. Zusätzlich zur Zusammenfassung der Handlung hätte ich mir als Leserin noch etwas mehr Information über das Thema und die Moral des Films gewünscht. Was treibt die handelnden Personen an und was lerne ich als Zuschauerin daraus? Wodurch zeichnet sich dieser Film gegenüber anderen desselben Genres oder mit demselben Thema aus?

Trotzdem hat es Spaß gemacht, mich durch das Buch zu schmökern. Da die meisten der besprochenen Filme von vor der Jahrtausendwende stammen und regelrechte Klassiker sind, kamen da auch bei mir Jugenderinnerungen hoch! Den einen oder anderen kannte ich noch nicht, so dass ich hier Anregungen für den nächsten Filmabend fand.

Gerd Egelhof: Kleiner Filmratgeber II

Verlag make a book, Neukirchen, 2025

Taschenbuch, 141 Seiten

ISBN 9783961721191

*Rezensiert von Andrea Herrmann*

# ***Rezension: „Willkommen in der Lyrikwerkstatt – Reiseführer in die Welt der Poesie“ von Franziska Bauer***

Mit diesem 45-seitigen DIN A4-Heft verfolgt Franziska Bauer ihre Lebensmission, nämlich die Bildung gerade für die Jüngsten, die Freude am Lesen und sogar am eigenen Schreiben. Wir kennen von ihr ja schon Leselernhefte und ihre Gedichtbände. Vorne in dieser Ausgabe stellt sie auch ihr zugehöriges Workshopkonzept vor.

Entsprechend der jugendlichen Zielgruppe, die hier für Lyrik und Poesie begeistert werden soll, setzt das Lehrbuch keinerlei Vorwissen voraus und beginnt vorne damit, den Unterschied zwischen Lyrik und Prosa zu erklären sowie zwischen Sprachkunst und Kunstsprache. Frau Bauer bringt auch ihre persönliche Begeisterung für die Lyrik mit ein.

Nach diesem vielversprechenden Anliegen und Anfang wird es allerdings zäh. In steifem Schreibstil erklärt die Autorin gängige und weniger gängige Lyrikformen wie Elfchen und Haiku, Akrostichon und Rondell. Erklärt werden jeweils Reimschema, Versfuß, Versmaß und Metrum. Da werden Fakten an Fakten gereiht, dass einem schwindelig und langweilig werden kann. Vieles hätte verständlicher erklärt sein können. Illustriert werden die verschiedenen Gedichtformen nicht nur durch ausgezeichnete Beispiele aus der Literatur, sondern auch durch selbstgeschriebene Gedichte der Autorin.

Da es sich um ein Lehr- und Übungsbuch handelt, enthält es zahlreiche Übungen für einzelne Leser und Leserinnen, aber auch für Kursgruppen. Für diese zumeist kreativen Aufgaben gibt es keine Musterlösungen.

Interessant fand ich den Verweis auf diese Webseite mit weiterem Lehrmaterial, mit dem Grundschüler an Gedichte herangeführt werden können:

[https://vs-material.wegerer.at/deutsch/d\\_gedicht.htm](https://vs-material.wegerer.at/deutsch/d_gedicht.htm)

Diese Webseite wurde zwar seit zehn Jahren nicht aktualisiert, aber die Lyrik ist ja zeitlos!

Hilfreich fand ich auch diese Links für Reimeschmiede:

<https://reimsuche.de>

<https://www.d-rhyme.de>

<https://www.reimlexikon.net>

Franziska Bauer: Willkommen in der Lyrikwerkstatt – Reiseführer in die Welt der Poesie  
Pohlmann Verlag, 1. Auflage, 2025  
ISBN 978-3-948552-60-2

*rezensiert von Andrea Herrmann*

## ***Wettbewerbe***

Datum	31.04.2026	14.05.2026	20.05.2026
Name	<b>Sommer-Anthologie 2026</b>	<b>Preis der Gruppe 48 für das Jahr 2026</b>	<b>Autor-innenwerkstatt Prosa ›Das zweite Buch‹</b>
Genre	frei wählbar, z.B. Gedicht, Kurzgeschichte, Essay, ...	Prosa und Lyrik (unveröffentlicht)	Belletristik, Prosa Erzählung, LGBTQ+ Literatur, Novelle
Thema			
Umfang	max. 5 Normseiten	ein Prosabeitrag (8.000-10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen) oder ein Lyrikbeitrag aus vier Gedichten bis 6 Seiten, unabhängig oder Zyklus, in einer einzigen Datei	
Form	Unveröffentlicht; als Word- (.doc/.docx) oder Text-Datei (.txt); Kurzvita in separater Datei, max. 240 Zeichen	Kurzvita (Vierzeiler); Times New Roman, Schriftgröße 12, 1 ½-zeilig; doc(x), kein PDF; jede Seite mit Seitennummer und selbst gewähltem Kennwort aus max. drei Wörtern, anonym; Dateiname = Kennwort	
Preis	Anthologie-Veröffentlichung	gesamt 8.000 €; Anthologie-Veröffentlichung; Teilnahmegebühr von 10 € überweisen	Autor/innenwerkstatt im Herbst 2026, Stipendium 1.500 €
Teilnehmer		Ab 16 Jahre alt	Autor/in ab 18 Jahre mit einer Buch-veröffentlichung
Veranstalter	Thomas Opfermann	Gruppe 48	Literarisches Colloquium Berlin
einsenden an	sommer-anthologie@thomas-opfermann.de	wettbewerbgr48@gmx.de; Betreff = Kennwort; Mail-Text Name, Pseudonym, Adresse	Formular auf <a href="https://bewerbung.lcb.de/werkstatt-das-zweite-buch-2026">https://bewerbung.lcb.de/werkstatt-das-zweite-buch-2026</a>
nähere Informationen	<a href="http://www.thomas-opfermann.de/ausschreibungen">www.thomas-opfermann.de/ausschreibungen</a>	<a href="http://www.die-gruppe-48.net">www.die-gruppe-48.net</a> ; <a href="mailto:vorstand@die-gruppe-48.net">vorstand@die-gruppe-48.net</a>	<a href="mailto:doenges@lcb.de">doenges@lcb.de</a> <a href="https://bewerbung.lcb.de/werkstatt-das-zweite-buch-2026">bewerbung.lcb.de/werkstatt-das-zweite-buch-2026</a>

Datum	29.05.2026	15.06.2026	30.06.2026
Name	<b>RSP – Der ROMANFABRIK-SchreiberInnen-Preis 2026</b>	<b>Aufstieg durch Bildung 2027</b>	<b>Selfpublishing-Contest 2026</b>
Genre	Short Short Stories & Graphic Novels	Erzählung, Novelle, Kurzprosa, Roman	Schöngeistiger Belletristik-Roman
Thema	über drei Schlagworte, s. Webseite	Aufstieg durch Bildung	Poesie des Lebens
Umfang	1.500-2.000 Wörter, ohne Titel; ein Beitrag pro Autor/in	mindestens 150 Seiten	
Form	3 Stichworte angeben; deutsch-sprachig; doppel-zeilig, Arial 12, Wortzahl auf erste Seite; anonym; E-Mail: Anschreiben mit Kurzprofil; .doc(x) als Anhang	Als pdf; anonymisiert; zusätzlich anonymisiertes Exposé (max. 3 DIN-A4-Seiten)	Gedruckt, per Post, kein Einschreiben; Kurzvita mit Name, Kontaktdaten inkl. Telefon und E-Mail
Preis	6-wöchige Schreibresidenz; 2.500 €	6.000 €	Präsentation im Literatur-Magazin CarpeGusta
Teilnehmer	Autor/innen ab 18 Jahre aus D-A-CH-Region	25-70 Jahre alt	Gedruckter Roman, seit 2015 im Selfpublishing erschienen
Veranstalter	ROMANFABRIK Frankfurt	noon Foundation	CarpeGusta Literatur – Das Magazin
einsenden an	per E-Mail an <a href="mailto:rsp@romanfabrik.de">rsp@romanfabrik.de</a> mit Betreff RSP 2026	<a href="mailto:Litpreis27@noon-foundation.de">Litpreis27@noon-foundation.de</a>	CarpeGusta, „Selfpublishing-Talente gesucht“, Erftstr. 36, D-50389 Wesseling
nähere Informationen	ROMANFABRIK e.V., Ulla Bükler, Hanauer Landstr. 186, D-60314 Frankfurt am Main Tel.: 069-4940902 <a href="mailto:u.bueker@romanfabrik.de">u.bueker@romanfabrik.de</a> <a href="http://www.romanfabrik.de/romanfabrik/rsp">www.romanfabrik.de/romanfabrik/rsp</a>	noon Foundation, Dr. Herbert Noack, Julius-Hatry-Str. 8, D-68163 Mannheim Tel.: 0176-51465201 <a href="mailto:h-noack@noon-foundation.de">h-noack@noon-foundation.de</a> <a href="http://www.noon-foundation.de/literaturpreis-aufstieg-durch-bildung-2027/">www.noon-foundation.de/literaturpreis-aufstieg-durch-bildung-2027/</a>	<a href="https://carpegustaliteratur.de/selfpublishing-contest-2026/">https://carpegustaliteratur.de/selfpublishing-contest-2026/</a>

Datum	30.06.2026	12.07.2026	31.07.2026
Name	<b>Hinter dem Riss</b>	<b>Minidramen-Wettbewerb 2026</b>	<b>Herbst-Anthologie 2026</b>
Genre	Phantastik-Kurzgeschichte (unveröffentlicht)	Drehbuch, Sketch, Theaterstück	frei wählbar, z.B. Gedicht, Kurzgeschichte, Essay, ...
Thema	Riss in der Seele; Geschichten, die fantastische Elemente mit psychologischer Tiefe verbinden	Mut:Proben	
Umfang	15.000-25.000 Zeichen inkl. Leerzeichen; nur ein Beitrag pro Autor/in	max. 4.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen)	max. 5 Normseiten
Form	als .docx oder .rtf Datei; nur eine Schriftart und eine Schriftgröße, kursiv erlaubt		Unveröffentlicht; als Word- (.doc/.docx) oder Text-Datei (.txt); Kurzvita in separater Datei, max. 240 Zeichen
Preis	Anthologie-Veröffentlichung, Honorar, Autorenrabatt	300 €, aufgeteilt; Aufführung am 23.7. 2026 im Theaterhaus Stuttgart	Anthologie-Veröffentlichung
Teilnehmer		Kinder und Jugendliche bis 18 Jahre aus DACH-Region	
Veranstalter	Verlag Torsten Low	Theaterhaus Stuttgart	Thomas Opfermann
einsenden an	hinter.dem.riss@ gmx.de	Formular: <a href="https://minidrama.de/dramen-online-stellen/">https://minidrama.de/dramen-online-stellen/</a>	herbst-anthologie@thomas-opfermann.de
nähere Informationen	<a href="http://www.verlag-torsten-low.com/de/info/Aktuelle-Ausschreibungen.html">www.verlag-torsten-low.com/de/info/Aktuelle-Ausschreibungen.html</a>	<a href="http://www.minidrama.de">www.minidrama.de</a>	<a href="http://www.thomas-opfermann.de/ausschreibungen">www.thomas-opfermann.de/ausschreibungen</a>